

Letzte Worte

Eine textsortenlinguistische Beschreibung von Suizid-Abschiedsbriefen

Der Philosophischen Fakultät der RWTH Aachen University
vorgelegte Masterarbeit zur Erlangung des akademischen Grades
„Master of Arts“ (M. A.)

von

Katharina Hövels

Tag der Abgabe: 25. April 2016

Communicated by Prof. Dr. Thomas Niehr,
Institut für Sprach- und Kommunikationswissenschaft

Inhaltsverzeichnis

1	Gegenstand der Arbeit.....	3
2	Suizidologische Hintergründe.....	7
2.1	Zum Phänomen des Suizids.....	7
2.2	Suizid-Abschiedsbriefe als interdisziplinärer Gegenstand.....	11
3	Text(sorten)linguistische und brieftheoretische Hintergründe.....	15
3.1	Text(sorten)linguistische Forschungstraditionen und Grundlagen.....	17
3.2	Zu den Konzepten <i>Textsorte</i> und <i>Textsortenwissen</i>	20
3.3	Textsorten als prototypische Konstrukte.....	24
3.4	Dimensionen der Textsortenbeschreibung.....	28
3.4.1	Ein Forschungsüberblick.....	29
3.4.2	Der situativ-mediale Kontext.....	35
3.4.3	Die Textfunktion.....	39
3.4.4	Thema und Textstruktur.....	44
3.4.5	Die sprachlich-stilistische Textgestaltung.....	51
3.5	Charakteristika der Kommunikationsform <i>Brief</i>	55
4	Eine holistische Beschreibung der Textsorte <i>Suizid-Abschiedsbrief</i>.....	60
4.1	Einleitende Gedanken zu Suizid-Abschiedsbriefen.....	61
4.2	Untersuchungsgegenstand und Methodik.....	63
4.3	Die Textsorte <i>Suizid-Abschiedsbrief</i>	67
4.3.1	Die äußere Form.....	67
4.3.2	Zum situativ-medialen Kontext.....	71
4.3.3	Die kommunikative Funktion.....	76
4.3.4	Das Thema und seine Entfaltung.....	81
4.3.5	Sprachlich-stilistische Besonderheiten.....	85
5	Zusammenfassung und Reflexion der Ergebnisse.....	89
6	Resümee und Ausblick.....	95
	Literaturverzeichnis.....	100
	Anhang.....	118

1 Gegenstand der Arbeit

Als sich Robert Enke am 09. November 2009 durch Schienensuizid das Leben genommen hat, ist Entsetzen in der gesamten Bundesrepublik zu spüren gewesen. Zehntausende haben dem Torwart des Fußballclubs *Hannover 96* mit einer Trauerfeier und Schweigeminuten gedacht (vgl. Spiegel Online 2009). Während *seinem* Tod große Aufmerksamkeit zugekommen ist, ereignet sich ein Großteil der Suizide jedoch fernab öffentlicher Wahrnehmung; über 800 000 Menschen sterben pro Jahr weltweit durch die eigene Hand (vgl. Krug 2002: 185). Jeder Suizid hat laut Brigitte Eisenwort et al. dabei Auswirkungen auf durchschnittlich mindestens sechs Hinterbliebene (vgl. Eisenwort et al. 2007: 360). Die wissenschaftliche Erforschung dieses Phänomens ist damit als gesellschaftliche Notwendigkeit aufzufassen.

Traditionell widmet sich die Psychologie – zum Teil auch die Psychiatrie – diesem Gegenstandsbereich, wobei der Suizid-Abschiedsbrief¹ eines ihrer zentralen Analyseobjekte darstellt.² Man erhofft sich von ihm Aufschluss über die Psychodynamik suizidaler Personen (vgl. bspw. Shneidman/Farberow 1957: 3). Dass die psychologisch-psychiatrische Forschung dabei bisher weitestgehend nicht um eine linguistische Perspektive ergänzt worden ist, erstaunt, denn professionelle textanalytische Arbeit könnte – wie Shannon Wiltsey Stirman und James W. Pennebaker andeuten (vgl. Wiltsey Stirman/Pennebaker 2001: 517) – einen Beitrag zur Suizid-Prävention leisten. So ließen sich ihnen zufolge zukünftige Suizide und Suizidversuche prognostizieren, indem man linguistische Besonderheiten von Abschiedsbriefen herausarbeiten und mit Sprachmaterial suizidgefährdeter Menschen abgleichen würde (vgl. ebd.). Die linguistische Beschäftigung mit diesem Textgegenstand erscheint allerdings nicht nur aus suizidologischer Sicht relevant, denn Suizid-Abschiedsbriefe werden teilweise auch zum Gegenstand strafrechtlicher Verfahren und damit zu sogenannten *inkriminierten Texten* (vgl. Fobbe 2011: 41). Man denke dabei beispielsweise an solche Fälle, bei denen Täter³ einen Mord durch einen vorgetäuschten Suizid zu verschleiern beabsichtigen und daher einen gefälschten letzten Brief anfertigen. Diese Texte, bei denen ein Anfangsverdacht der Fälschung besteht, untersucht der Fachbereich *Autorenerkennung* des *Bundeskriminalamts (BKA)* im Rahmen einer forensischen Textanalyse. Der fragliche, aber beispielsweise durch eine Unterschrift namentlich gekennzeichnete

¹ Die Bezeichnungen *Suizid-Abschiedsbrief*, *Abschiedsbrief*, *letzter Brief* o. Ä. werden im Folgenden synonym verwendet.

² Eine der prominentesten psychologischen Studien zu Suizid-Abschiedsbriefen stammt von Leenaars (1988).

³ Aus sprachökonomischen Gründen wird in dieser Arbeit das generische Maskulinum verwendet. Dabei werden jedoch stets alle Geschlechtsformen mitgedacht.

te Brief wird dabei auf Echtheit überprüft. Dazu steht in der Regel Vergleichsmaterial zur Verfügung; der Text wird im Hinblick auf seine sprachlichen Merkmale mit Schriftstücken in Beziehung gesetzt, die der Tote zu Lebzeiten angefertigt hat.⁴

Dass inzwischen überhaupt eine Verbindung zwischen dem Arbeitsbereich *Recht* und der Linguistik besteht, ist auf die sogenannte *pragmatische Wende* zurückzuführen. Erst die Ausdehnung des wissenschaftlichen Interesses vom Sprachsystem auf die Sprachverwendung seit den 1970er Jahren hat es laut Christa Dern ermöglicht, dass sich das Praxis- und Forschungsfeld der *forensischen Linguistik*⁵ herausbilden konnte (vgl. Dern 2009: 18f). Es handelt sich folglich um einen recht jungen linguistischen Teilbereich, „der die Analyse solcher sprachlicher Daten (einschließlich ihrer Präsentation vor Gericht) umfasst, die Gegenstand juristischer Betrachtung sind“ (Fobbe 2011: 16)⁶; John Olsson bezeichnet die forensische Linguistik entsprechend als „interface between language, crime and law“ (Olsson 2008: 3). Bisher liegt ihr Schwerpunkt – so bestätigt auch Eilika Fobbe (vgl. Fobbe 2011:19) – vor allem auf dem Autorschaftsnachweis fraglicher Texte, wie er oben am Beispiel des Suizid-Abschiedsbriefs dargestellt worden ist. Diese Fokussierung auf den kriminalistischen Einzelfall ist jedoch insbesondere von Hannes Kniffka immer wieder als Defizit der Teildisziplin herausgestellt worden (vgl. bspw. Kniffka 1989: 207). Er fordert, die forensische Linguistik stärker von der Kasuistik loszulösen und theoretisch sowie methodisch zu fundieren (vgl. ebd., Fobbe 2011: 19f). Klaus Brinker vertritt die Auffassung, dass die *Textlinguistik* einen brauchbaren begrifflichen und methodischen Rahmen dazu bietet (vgl. Brinker 1989: 9, Brinker 1990: 116). Dies mag zunächst erstaunen, da sich die linguistische und forensische Textanalytik in ihren Zielsetzungen unterscheiden. So legt erstere – wie Brinker bestätigt – den Fokus auf das sich im Besonderen und Einmaligen ausprägende Allgemeine; es gehe also darum, die allgemeinen Regeln der Textkonstitution systematisch zu beschreiben, die konkreten Texten zugrunde liegen (vgl. Brinker 1990: 116). Die Aufgabe der forensischen Textanalytik hingegen sei es, den *Idiolekt*, also das sprachliche Profil einer *bestimmten* Person, herauszuarbeiten (vgl. ebd.). Der scheinbare Wider-

⁴ Dies bestätigt auch Brinker, der zudem genauer darauf eingeht, welche Bedingungen das Vergleichsmaterial erfüllen muss (vgl. Brinker 1989: 16).

Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass das beschriebene Vorgehen der Autorenerkennung nur *eine* der beiden dort üblichen Methoden darstellt. Oftmals liegen *anonyme* Texte – wie zum Beispiel *Erpresserbriefe* – vor, bei denen zunächst nicht auf Vergleichsmaterial zurückgegriffen werden kann. Eine Textanalyse kann hier jedoch zur Eingrenzung potenzieller Verfasser beitragen, wie auch Brinker ausführt (vgl. ebd.: 15).

⁵ Der Begriff stammt von Svartvik (1968).

⁶ Ähnlich definiert auch Spillner, wenn er schreibt, dass zu „diesem Feld [...] prinzipiell alle juristischen bzw. kriminologischen Problemfälle [gehören], an denen Sprache beteiligt ist“ (Spillner 1989: 121).

spruch löst sich auf, wenn man wie Brinker oder Dern annimmt, dass das Besondere eines Textes, das heißt individualcharakteristisches sprachliches Agieren, nur vor der Folie des Typischen identifiziert werden kann (vgl. Brinker 1990: 120, Dern 2009: 37). So führen sie jeweils aus, dass ein Textexemplar in der Analyse immer auf die zugrunde liegende Textsorte zu beziehen ist, um Schreiberspezifisches herausarbeiten zu können (vgl. ebd.). Die Schwierigkeit, die sich dabei aber vor allem im Rahmen der kriminalistisch relevanten⁷ Textsorten ergibt, ist der Mangel an detaillierten Kenntnissen über sie. Bisher sind nur wenige Textsorten eingehend beschrieben worden⁸, sodass es aufgrund des „noch recht lückenhaften Kenntnisstandes im Bereich der Textsorten-Linguistik [...] nicht bei jedem konkreten Text möglich [ist], die für die betreffende Textsorte typischen Merkmale von den [...] individuellen (autorspezifischen) Eigenschaften genau zu trennen“ (Brinker 2005: 145). Die vorliegende Arbeit soll dazu beitragen, diese Forschungslücke ein Stück weit zu schließen.

Es wird eine korpusbasierte, interne⁹ Beschreibung von Suizid-Abschiedsbriefen aus textlinguistischer Sicht vorgenommen, die auf dem Gedanken basiert, dass Textsorten – also „konkrete Realisationsformen komplexer Muster sprachlicher Kommunikation“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 133) – als prototypische Konzepte aufzufassen sind. Textsorten werden also nicht als Kategorien begriffen, die Texte auf der Basis invarianter Eigenschaften versammeln; sie werden als Konstrukte verstanden, die typische und weniger typische Vertreter umfassen. Der *Prototyp* stellt dabei die mentale Repräsentation desjenigen Objekts dar, das das zugrunde liegende Textmuster am vollkommensten abbildet, das heißt, die für die jeweilige Textsorte charakteristischen Merkmale vereint (vgl. Kleiber 1993: 31, Kapitel 3.3). Die vorliegende Arbeit zielt darauf ab, diese Textsortenspezifika für Suizid-Abschiedsbriefe zu ermitteln und somit die folgende Forschungsfrage zu beantworten:

Welche sprachlich-kommunikativen Merkmale zeichnen den Prototyp der Textsorte ‚Suizid-Abschiedsbrief‘ aus?

⁷ Prinzipiell kann laut Ehrhardt (2015) jeder Text – und damit auch die ihm zugrunde liegende Textsorte – als Spur kriminaltechnisch relevant werden. Gleichwohl werden bestimmte Textsorten wie Suizid-Abschiedsbriefe sicherlich häufiger zum Gegenstand kriminaltechnischer Ermittlungen als beispielsweise Kochrezepte.

⁸ Dies bestätigt auch Dern (vgl. Dern 2009: 38).

⁹ *Intern* meint hier, dass die Eruiierung typischer Eigenschaften von Suizid-Abschiedsbriefen im Mittelpunkt des Interesses steht und Bezüge zu anderen Textsorten weitestgehend unberücksichtigt bleiben müssen.

Hinter dem Forschungsvorhaben steht erstens die Auffassung, dass sich in Abschiedsbriefen eine Reihe musterhafter Phänomene finden lassen. Zweitens wird angenommen, dass dabei auch solche Muster existieren, die nur für Suizid-Abschiedsbriefe typisch sind und daher eine eigene Textsorte begründen.¹⁰ Um sie im Rahmen einer Korpusanalyse herausarbeiten zu können, muss zunächst ein theoretisches – insbesondere methodisches – Fundament geschaffen werden. Dieser Teil der Arbeit untergliedert sich in zwei Hauptkapitel. Zum einen wird über suizidologische Grundlagen informiert, wobei ein erstes Unterkapitel in das Phänomen des Suizids einführt und ein weiteres den Suizid-Abschiedsbrief als Gegenstand von bisher vor allem psychologisch ausgerichteter Forschung vorgestellt. Schwerpunktmäßig werden zum anderen die der empirischen Untersuchung zugrunde liegenden text(sorten)linguistischen Begriffe und Analysemethoden sowie brieftheoretische Hintergründe beleuchtet. Dabei soll einleitend in einem Unterkapitel auf die zwei wesentlichen Ausrichtungen der Textlinguistik eingegangen und damit zusammenhängend der hier verwendete Textbegriff präsentiert werden. Anschließend lässt sich im Rahmen des nächsten Unterkapitels das komplexe und für die vorliegende Arbeit zentrale Konzept der *Textsorte* thematisieren. Nachdem die Schwierigkeiten seiner grundsätzlichen theoretischen Erfassung behandelt worden sind, wird eine erste Definition von *Textsorte*¹¹ angeführt und darauf aufbauend das Konzept *Textsortenwissen* besprochen. Somit kann im Anschluss die Vorstellung von Textsorten als Prototypen erörtert werden, wobei auch methodische Ansätze zur Bestimmung typischer Textsortenmerkmale aufgezeigt werden. Es folgt ein umfangreiches, in fünf Unterabschnitte gegliedertes Unterkapitel, in dem dargestellt wird, auf welchen Ebenen und mithilfe welcher Analysekatoren sich Textsorten beschreiben lassen. Der theoretische Teil der Arbeit schließt mit einem Unterkapitel zur Kommunikationsform *Brief*, das die Gemeinsamkeiten aller Briefsorten darstellt.

Im weiteren Verlauf der Arbeit findet die empirische Untersuchung statt, in der typische Charakteristika von Suizid-Abschiedsbriefen herausgearbeitet werden sollen. Bevor das zugrunde liegende Korpus und die verwendete Methodik im Fokus der Ausführungen stehen, wird in einem einleitenden Unterkapitel zunächst der Begriff *Abschiedsbrief* betrachtet und die grundsätzliche Anwendbarkeit des Textsortenbegriffs auf den hier zu analysierenden Gegenstand geprüft. Die sich anschließende Analyse der Abschiedsbriefe gliedert sich in fünf Unterkapitel. Sie orientiert sich an den vier im Theorieteil dargestellten Di-

¹⁰ Daher wird auch weiterhin von *Textsorten* in Bezug auf Suizid-Abschiedsbriefe gesprochen, auch wenn der Textsortenstatus an dieser Stelle noch ungeklärt ist.

¹¹ Diese Definition wird im weiteren Verlauf der Arbeit durch eine forschungspraktischere Variante ergänzt.

mensionen einer Textsortenbeschreibung und bezieht ausgehend von den Erläuterungen zum Brief zusätzlich eine formale Ebene mit ein. Die im Rahmen der Analyse identifizierten sprachlich-kommunikativen Muster fasst das folgende Kapitel zusammen, wobei auch die Textsortenspezifika der Merkmale diskutiert werden soll. Abschließend wird im Resümee der Beitrag der Textlinguistik für die forensische Analyse kommentiert und ein Ausblick auf mögliche weitere linguistische Forschung im Bereich Suizid-Abschiedsbriefe gegeben.

2 Suizidologische Hintergründe

Texte sind immer in einen konkreten situativen Rahmen integriert; es gibt keine Texte ohne Kontexte. Die textlinguistische Forschung muss ihren Gegenstand daher laut Wolfgang Heinemann und Dieter Viehweger stets in seiner Einbettung in kommunikative, allgemein soziologische und psychologische Zusammenhänge betrachten (vgl. Heinemann/Viehweger 1991: 17). Stellen die letzten Worte eines Menschen, bevor er freiwillig aus dem Leben scheidet, das Untersuchungsobjekt dar, ist der Suizid des Verfassers ein wesentlicher Aspekt des kontextuellen Rahmens. Im folgenden Unterkapitel soll das Phänomen des Suizids deshalb – soweit hier möglich – erläutert werden, wobei zunächst der Begriff *Suizid* definiert und ein Einblick in Suizidstatistiken gegeben wird. Daraufhin stehen die gesellschaftliche Tabuisierung des Suizids und die rechtliche sowie andere Einstellungen zu suizidalem Verhalten im Zentrum dieses Unterkapitels. Abschließend wird auf mögliche Ursachen für Suizide eingegangen, auch wenn „[n]o one really knows why human beings commit suicide“ (Leenaars 1988: 17). Es schließt sich dem Untersuchungsfokus der Arbeit entsprechend ein Unterkapitel zur bisherigen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Suizid-Abschiedsbriefen an. Im Fokus steht dabei die psychologische Forschung, die letzte Briefe umfassend betrachtet, deren Methoden aus linguistischer Sicht allerdings in Frage zu stellen sind.

2.1 Zum Phänomen des Suizids

Edwin S. Shneidman, „der wohl beste Kenner der Materie“ (Schwibbe/Räder 1982: 16), definiert den Begriff *Suizid* als „a conscious act of self-induced annihilation, best understood as a multidimensional malaise in a needful individual“ (Shneidman 1985: 203).¹² Auch die *World Health Organisation (WHO)* betont, dass die *bewusste* Entscheidung dazu

¹² Ähnlich definiert auch Leenaars den Suizid (vgl. Leenaars 1988: 207).

konstitutiv für den suizidalen Akt ist (vgl. Krug et al. 2002: 185).¹³ Sowohl Shneidman als auch die WHO stellen damit in ihrer Definition den Menschen als psychosozialen Organismus in den Mittelpunkt und nehmen ihn nicht nur in seiner biologischen Verfasstheit wahr, wie es laut Antoon A. Leenaars zumeist im Zusammenhang mit medizinischen, rechtlichen oder administrativen Auffassungen geschieht (vgl. Leenaars 1988: 18). Der Suizid gilt unter *solchen* Perspektiven lediglich als eine der vier Todesformen, die Leenaars unter dem Akronym *NASH* subsumiert: „natural, accidental, suicidal, and homicidal“ (ebd.: 19).

Im Jahr 2000 haben nach Schätzungen der WHO 815 000 Menschen ihr Leben durch Gewalteinwirkungen verloren (vgl. World Health Organisation 2003: 9). Es handle sich bei der Hälfte der Fälle um Suizide, fast ein Drittel seien Tötungsdelikte und circa ein Fünftel Folge bewaffneter Auseinandersetzungen (vgl. ebd.). Weltweit suizidieren sich also ebenso viele Menschen, wie durch Kriege und Straftaten zusammen ums Leben kommen. In Deutschland ist die jährliche Suizidrate nach Angaben der WHO mit 14,3 Menschen pro 100 000 Einwohner im weltweiten Vergleich relativ gering (vgl. Krug et al. 2002: 186).¹⁴ Stefan P. Rübenach weist aber darauf hin, dass beispielsweise im Jahr 2006 immerhin ein Prozent aller Verstorbenen in Deutschland durch Suizid ums Leben gekommen ist (vgl. Rübenach 2007: 960). Dies entspreche einer absoluten Anzahl von 9 765 Menschen, also einem Wert, der doppelt so hoch sei wie die Summe der Verkehrstoten (vgl. ebd.). Thomas Haenel nimmt allerdings insgesamt eine weitaus größere Dunkelziffer an und gibt Erwin Ringel recht, „daß das Selbstmordproblem in Wirklichkeit viel größer ist, als es die Statistik erscheinen lässt“ (Ringel 1969: 11) (vgl. Haenel 1989: 25f).

Dass dieses Ausmaß suizidalen Verhaltens kaum jemandem bekannt ist, weist laut Thomas Bronisch auf die Tabuisierung des Suizids hin (vgl. Bronisch 1995: 9), die eine lange Tradition hat und – so bestätigt die WHO – sich bis ins 21. Jahrhundert fortsetzt (vgl. World Health Organisation 2003: 26). Es lässt sich allerdings nur spekulieren, warum trotz des durch seine Häufigkeit kaum zu übersehenden Problems zum Phänomen des Suizids geschwiegen wird. So vermutet Haenel, dass ein Suizid in der Familie als stigmatisierend empfunden wird (vgl. Haenel 1989: 25), was ebenfalls Lynn McClelland und ihre Kollegen annehmen, wenn sie schreiben: „[S]uicide is seen as problematic in our society. Not only

¹³ Da sich laut Rübenach das Bewusstsein über die Endgültigkeit des Todes erst in der präpubertären Phase einstellt, ist es allerdings fraglich, ab welchem Alter sich tatsächlich von *Suizid* sprechen lässt (vgl. Rübenach 2007: 961).

¹⁴ Der Wert stammt aus dem Jahr 1999. Die höchsten jährlichen Suizidraten pro 100 000 Einwohner weisen Litauen (51,6), Weißrussland (41,5) und Estland (37,9) auf, wohingegen die Werte für die Philippinen (2,1) oder auch Kolumbien (4,5) und Paraguay (4,2) sehr niedrig sind (vgl. Krug et al. 2002: 186).

does the suicidee violate powerful norms by his or her act but it also can be seen as indicating that others have somehow failed in their social obligations to the victim“ (McClelland/Reicher/Booth 2000: 228). Bronisch wiederum fragt, ob es nicht die laut dem Psychiater Karl Menninger uns allen innewohnende selbstzerstörerische Tendenz ist, die wir verleugnen müssten (vgl. Bronisch 1995: 9). Er vermutet also eine intrapersonale, psychodynamisch bedingte Ursache für die Tabuisierung. Überzeugender als dies erscheint es jedoch, dass tradierte religiöse und strafrechtliche Auffassungen zum Suizid unsere Einstellungen zum und unseren Umgang mit dem Suizid geprägt haben. Die Historie ist vor allem von der Verfolgung suizidalen Verhaltens bestimmt. Man denke beispielsweise daran, dass der Suizid – wie Bronisch darlegt – auf dem *Konzil von Arles* 452 n. Chr. zu einem Verbrechen erklärt und als eine Folge des „*furor diabolicus*“ (ebd.: 8, Hervorhebung im Original) betrachtet worden ist. Das *Konzil von Nîmes* im Jahr 1184 hatte die Verdammung des Suizids laut Bronisch ferner zum Teil der gesetzlichen Bestimmungen gemacht, was sich im Mittelalter viele europäische Staaten zum Vorbild genommen haben. Die Lösung von dieser Auffassung des Suizids als Straftat sei letztlich durch Frankreich initiiert worden, das sich während der Revolution 1790 als erstes Land davon distanziert habe. Österreich sei dem Beispiel erst 1850 gefolgt und England habe als letztes europäisches Land 1961 ein Gesetz abgeschafft, das den Suizid als Verbrechen mit Mord gleichgesetzt und versuchten Suizid¹⁵ strafrechtlich verfolgt habe (vgl. bzgl. der letzten Sätze ebd.).¹⁶ Heute ist in den meisten europäischen Ländern die Straffreiheit des Suizids im Gesetz verankert, in Deutschland hat der Gesetzgeber allerdings auf einen expliziten Paragraphen dazu verzichtet. So verbietet Artikel 2, Absatz II des Grundgesetzes zum „Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit“ (Bundeszentrale für politische Bildung 2006: 11) den Suizid nicht, ein grundsätzliches Recht darauf wird hier jedoch ebenso wenig formuliert. Zudem ist im Strafgesetzbuch unter den Absätzen zu Mord und Totschlag lediglich die Phrase „wer einen Menschen tötet“ (Eser 2006: 1791, 1811) aufgeführt; *grundsätzlich* betrachtet, kann der Suizid also unter diese Tatbestände subsumiert werden. Claus Roxin weist jedoch darauf hin, dass es bezüglich des Unrechtsgehalts nicht dasselbe sei, ob jemand sich selbst oder einen fremden Menschen tötet, und der Suizid bzw. Suizidversuch in der Praxis daher strafrechtlich nicht verfolgt wird (vgl. Roxin 1977: 337).

¹⁵ Laut Kreitmann handelt es sich beim Suizidversuch um ein „selbstinitiiertes, gewolltes Verhalten eines Patienten, der sich verletzt oder eine Substanz in einer Menge nimmt, die die therapeutische Wirkung oder ein gewöhnliches Konsumniveau übersteigt und von welcher er glaubt, sie sei pharmakologisch wirksam“ (Kreitmann 1980: 132).

¹⁶ Vgl. dazu auch Haenel 1989: 11.

Aus linguistischer Sicht bemerkenswert ist es, dass sich die Einstellung zum Suizid im Deutschen sprachlich durch den zur Bezeichnung dieses Akts verwendeten Begriff ausdrückt.¹⁷ Ein Blick in gängige Nachschlagewerke – wie beispielsweise das *Duden-Bedeutungswörterbuch* – signalisiert zwar Synonymie zwischen Substantiven wie *Freitod*, *Selbstmord* oder *Suizid* (vgl. Dudenredaktion 2002: 382, 813, 873), die verschiedenen Konnotationen sind jedoch unverkennbar. Sie werden sich der Intention der jeweiligen Sprachverwender – bzw. ganzer Disziplinen – entsprechend zunutze gemacht. So bestätigt Rübenach, dass sich der euphemistische Begriff *Freitod* vor allem in der Philosophie findet und einen freiwilligen Akt eines selbstbestimmten Individuums bezeichnet (vgl. Rübenach 2007: 960). In der Religion hingegen spreche man eher von *Selbstmord* und beschreibe damit eine zu verurteilende Tat gegen ein von Gott geschaffenes Geschöpf (vgl. ebd.).¹⁸ In jüngerer Vergangenheit werde sich insbesondere in den Naturwissenschaften und der Medizin mithilfe des Begriffs *Suizid* bemüht, eine möglichst neutrale Bezeichnung zu verwenden, „um eine vorurteilsfreie, enttabuisierte Untersuchung des Akts der Selbsttötung zu ermöglichen“ (ebd.: 960).¹⁹ Die Bezeichnung ist laut Rübenach vom Lateinischen *sui caedere* abgeleitet, das *sich töten* bedeutet (vgl. ebd.: 960f), und Etienne G. Krug et al. zufolge erstmals 1643 von Thomas Browne in seiner *Religio Medici* verwendet worden (vgl. Krug et al. 2002: 185).

Wie bereits angeklungen ist, setzt sich vor allem die *Psychologie* mit der Erforschung des Suizids und seinen Ursachen auseinander. Dabei wird der suizidale Akt laut Eisenwort et al. als Ende einer krankhaften Entwicklung betrachtet und insbesondere auf depressive Störungen zurückgeführt (vgl. Eisenwort et al. 2007: 361); die WHO geht davon aus, dass 65 bis 90 Prozent aller Suizide eine psychiatrische Diagnose vorangegangen ist (vgl. Krug et al. 2002: 192).²⁰ Darüber hinaus sei – so ergänzt laut Rübenach die *biologische* Forschung – auch eine familiäre Veranlagung und genetische Disposition zu suizidalem Verhalten zu beobachten, die möglicherweise auf eine gestörte Funktion solcher Neuronen zurückzuführen sei, die das oft als „Glückshormon“²¹ bezeichnete *Serotonin* enthalten (vgl. Rübenach 2007: 961). In der *Soziologie* besteht wiederum Einigkeit darüber, dass gesell-

¹⁷ Zur Bedeutung des englischen Begriffs *suicide* vgl. Leenaars 1988: 18.

¹⁸ Zur Bedeutung des Substantivs *Selbstmord* vgl. tiefergehend Menninger 1974: 37.

¹⁹ Daher wird auch in der vorliegenden Arbeit der Begriff *Suizid* verwendet. Die genannten Bezeichnungen synonym zu setzen, wie es beispielsweise Schlinzig in ihrer literaturwissenschaftlichen Analyse macht (vgl. Schlinzig 2012: 8), ist aus linguistischer Perspektive nicht haltbar. Zwar sind sie referenzidentisch, unterscheiden sich jedoch deutlich in ihrer semantischen Qualität.

²⁰ In dem Zusammenhang formuliert Jacobs: „Those who suffer most are those who kill themselves most“ (Jacobs 1967: 61).

²¹ Diese Bezeichnung nutzt beispielsweise das Nachrichtenmagazin *Spiegel Online* (vgl. Joung 2014).

schaftliche Entwicklungen Einfluss auf die Suizidhäufigkeit haben. So hängt laut Émile Durkheim das Auftreten von Suiziden mit dem Zerfall gemeinsamer gesellschaftlicher Werte zusammen (vgl. Durkheim 1973: 346). Ferner seien aber auch sozial relevante Faktoren und Lebensereignisse – wie insbesondere der Verlust nahestehender Menschen – entscheidend (vgl. ebd.).²² Bronisch bestätigt, dass „[d]ie überwältigende Mehrzahl der Anlässe für Suizide [...] drohende oder vollzogene Trennungen in zwischenmenschlichen Beziehungen [sind]“ (Bronisch 1995: 118), egal, ob es sich dabei um Beziehungen von Kindern zu ihren Eltern, von Partnern oder von Älteren zu ihren erwachsenen Kindern handelt. „Der Appell an menschliche Bindung ist also das wesentliche Motiv“ (ebd.), fasst Bronisch zusammen.²³

Es ist deutlich geworden, dass der Suizid eine äußerst komplexe Erscheinung darstellt und sich ein vertieftes Verständnis dieses gesellschaftlich brisanten Phänomens nur durch eine interdisziplinäre Auseinandersetzung damit gewinnen lässt.²⁴ „Understanding suicide – like understanding any complicated human act – is a complex endeavor, involving knowledge and insights drawn from many points of view“ (Leenaars 1988: 17), resümiert ebenfalls Leenaars. Es ist anzunehmen, dass auch die Linguistik einen Beitrag dazu leisten kann. Insbesondere vor dem Hintergrund, dass sich laut Natalie J. Jones und Craig Bennel innere Zustände von Menschen in ihrer Sprachverwendung niederschlagen, erscheint eine linguistische Sicht auf den Suizid als gewinnbringend (vgl. Jones/Bennel 2007: 223). Jegliche Forschung zum Suizid muss sich dabei jedoch bewusst machen, dass eine vollständige Durchdringung des Phänomens nie geleistet werden kann: „We can speak of understanding, but never with precision“ (Leenaars 1991: 17).

2.2 Suizid-Abschiedsbriefe als interdisziplinärer Gegenstand

Trotz der gesamtgesellschaftlichen Tabuisierung suizidaler Todesfälle stellen Suizid-Abschiedsbriefe – also „persönliche Dokumente, welche zumeist unmittelbar vor einem Suizid verfasst wurden und Nachrichten an Hinterbliebene, unbekannte Finder oder an die Allgemeinheit beinhalten“ (Heinrich et al. 2008: 252) – sowohl in der Literatur als auch der Kunst ein gängiges Motiv dar. Prominentestes literarisches Beispiel ist sicherlich der

²² Auch statistische Untersuchungen bestätigen laut Haenel, dass im Rahmen der bewussten Suizidmotive Konflikte im zwischenmenschlichen Bereich an erster Stelle stehen (vgl. Haenel 1989: 88).

²³ Auch Leenaars et al. stimmen zu, dass der interpersonelle Aspekt ein konstituierendes Element des Phänomens Suizid ist (vgl. Leenaars et al. 1994: 101). Vgl. auch Shneidmans (1985: 123-149) detaillierte Ausführungen zu den *Common Characteristics of Suicide*.

²⁴ Den Bedarf an interdisziplinärer Forschung heben auch Shneidman, Bronisch und Haenel hervor (vgl. Shneidman 1985: 207, Bronisch 1995: 113, Haenel 1989: 92).

Brief des jungen Werther, der in Johann Wolfgang von Goethes bekanntem Roman einen letzten Text an seine Geliebte Lotte verfasst (vgl. Goethe 2011 [1774]: 150-154). Weit nach der Weimarer Zeit werden Abschiedsbriefe *heute* als gestalterisches Mittel vor allem in Film und Fernsehen genutzt und liefern beispielsweise in der Kriminalreihe *Tatort* oft Ermittlungshinweise. Ebenso wie sie sich als fiktionale Variante in den Medien verschiedener Epochen wiederfinden, sind sie aber auch seit jeher Teil der realen – wenn auch im Verborgenen stattfindenden – kulturellen Praxis, wie Marie I. Schlinzig zum Beispiel für das 18. Jahrhundert in ihrer literaturwissenschaftlich-kulturhistorischen Studie (2012) herausarbeitet. So sei das „Konzept letzter Botschaften [...] [damals, K. H.] fest etabliert“ gewesen (vgl. Schlinzig 2012: 7f). Auch heute noch ist es aktuell und wird gar zum Ausgangspunkt eines Geschäftsmodells, wenn Online-Unternehmen anbieten, Abschiedsbriefe zu speichern und zu einem vom Schreiber bestimmten Zeitpunkt an dessen Hinterbliebene zu übermitteln.²⁵ Der Anteil der Briefschreiber an der Gesamtanzahl der Suizidenten ist mit 12 bis 15 Prozent dennoch inzwischen eher gering (vgl. Leenaars 1988: 35).²⁶

Führt man sich die Präsenz des Suizid-Abschiedsbriefs in Fiktion und Realität vor Augen, verwundert es umso mehr, dass die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Abschiedsbriefen innerhalb vieler Disziplinen noch in den sprichwörtlichen Kinderschuhen steckt. Während Abschiedsbriefe sicherlich auch für soziologische oder weitere literatur- und kulturwissenschaftliche Untersuchungen einen lohnenswerten Gegenstand darstellen würden, befasst sich beinahe ausschließlich – dafür allerdings umfassend – die angloamerikanische sowie zum Teil österreichische Psychologie mit derartigen Texten. Gordon W. Allport (1942) hat laut David Lester den Grundstein dafür gelegt, denn er habe als erster auf den Nutzen von persönlichen Dokumenten in der psychologischen Forschung hingewiesen und damit zugleich den Weg für die Abschiedsbriefforschung innerhalb der Psychologie geebnet (vgl. Lester 2010: 791).²⁷ Die eigentliche Beschäftigung mit letzten Briefen ist jedoch von Edwin S. Shneidman und Norman L. Farberow ausgegangen.²⁸ In ihrer bekannten Studie aus dem Jahr 1957 haben die beiden Psychologen echte mit simulierten Abschiedsbriefen unter inhaltlichen Aspekten verglichen (vgl. Shneidman/Farberow 1957: 3) und viele

²⁵ Ein Beispiel dafür ist das Internet-Unternehmen *Afterlife Letters* (vgl. *Afterlife Letters* o. J.).

²⁶ Über den genauen Prozentwert besteht Uneinigkeit. So gehen Gottschalk/Gleser ebenfalls von 12-15 Prozent aus, Haenel nimmt hingegen an, dass 15-30 Prozent aller Suizidopfer einen Brief hinterlassen (vgl. Gottschalk/Gleser 1960:195, Haenel 1989: 26). Ebenso wenig Einigkeit besteht darüber, ob mehr Männer oder Frauen einen Abschiedsbrief schreiben (vgl. Canetto/Lester 2002: 575 vs. O'Connor/Sheehy/O'Connor 1999: 109).

²⁷ Zuvor stützte sich die Psychologie in der Erforschung des Suizids vor allem auf Interviews von Angehörigen und Überlebenden sowie auf Statistiken, wie Leenaars ausführt (vgl. Leenaars 1988: 319).

²⁸ Dies bestätigen auch Rogers/Lester 2010: 157.

weitere psychologische Untersuchungen sind ihrem methodischen Vorbild gefolgt (vgl. bspw. Osgood/Walker 1959). Eine weitere Forschungslinie hat zudem im Rahmen von sogenannten Protokoll-Analysen laut T. P. Ho²⁹ et al. darzustellen beabsichtigt, inwieweit gängige Suizid-Theorien mit konkreten Abschiedsbriefen korrespondieren (vgl. Ho et al. 1998: 467). Prominentestes Beispiel dafür ist die Studie von Leenaars (1988). Er vergleicht zehn etablierte Theorien zu suizidalem Verhalten miteinander und arbeitet acht inhaltliche Elemente heraus, die sich in ihnen wiederholen. Diese in der Theorie beschriebenen Charakteristika suizidalen Verhaltens gleicht Leenaars mit dem Inhalt von Abschiedsbriefen ab, um zu überprüfen, inwieweit sie dem tatsächlichen Agieren von Suizidenten entsprechen (vgl. Leenaars 1988: 64-193).

Der Mehrheit aller psychologischen Untersuchungen liegt die Auffassung zugrunde, bei Abschiedsbriefen handle es sich um „windows to the mind of the deceased,‘ albeit sometimes the glass is translucent“ (Foster 2003: 329 im Anschluss an Leenaars 1992).³⁰ Die Briefe werden also – um es mit Friedrich Hebbel auszudrücken – als „Schattenrisse der Seele“ (zitiert nach Werner 1901-1907: 106) begriffen, als seelischer Spiegel gedeutet, wie auch Wiltsey Stirman/Pennebaker darlegen: „Text analysis can be used as a tool for understanding the way that psychological pain [...] can be manifested in writing and potentially predict (or indicate) the current state of psychological and emotional health“ (Wiltsey Stirman/Pennebaker 2001: 521).³¹ Indem man die im Brief genannten Motive und Probleme herausarbeitet, hofft man letztlich – wie Stuart L. Cohen und Joanne E. Fiedler bestätigen –, Schlüssel für die Erstellung von Risikoskalen sowie die Verbesserung von Prognosewerkzeugen ableiten und so effektivere Präventionsmaßnahmen entwickeln zu können (vgl. Cohen/Fiedler 1974: 76). Entsprechend wird die psychologische Abschiedsbriefforschung laut Eisenwort et al. seit Jahren durch eine von der *International Academy for Suicide Research* eingesetzten Arbeitsgruppe unterstützt (vgl. Eisenwort et al. 2006: 1355).

Auch wenn es zahlreiche psychologische Untersuchungen gibt, die sich mit Abschiedsbriefen auseinandersetzen, ist doch der Nutzen dieser Dokumente für die Erforschung suizida-

²⁹ Der genaue Vorname konnte nicht ermittelt werden.

³⁰ Ähnlich Cohen/Fiedler 1974: 94.

³¹ Shneidman/Farberow beschreiben Abschiedsbriefe ähnlich wie Wiltsey Stirman/Pennebaker als „projective devices [...] from which information may be inferred about the subject“ (Shneidman/Farberow 1957: 8) und auch Tuckman/Kleiner/Lavell führen aus: „[T]he note is a projective product of the suicide’s mind“ (Tuckman/Kleiner/Lavell 1959: 59). Yang/Lester stellen dagegen die These auf, dass die Briefschreiber ihre Texte vielmehr nutzen, um ein bestimmtes Bild von sich zu schaffen, das erinnert werden soll (vgl. Yang/Lester 2011: 78). Ihrer Meinung nach böten Abschiedsbriefe daher keinen authentischen Schlüssel zur Psychodynamik des Suizids, sondern seien eher als eine Form der Selbstinszenierung zu betrachten (vgl. ebd.).

len Verhaltens durchaus umstritten. So kritisiert beispielsweise Ronald W. Maris, dass Abschiedsbriefe nur eine psychische Momentaufnahme des Suizidenten präsentierten und die psychische Entwicklung vor der Tat unberücksichtigt bleibe (vgl. Maris 1981: 21). Roy C. O'Connor, Noel P. Sheehy und Daryl B. O'Connor merken darüber hinaus den idiographischen – also einzelfallbeschreibenden – Charakter von Abschiedsbrief-Untersuchungen an und stellen infrage, ob dieser nicht der Betrachtung des Phänomens *Suizid* als soziales Gruppenphänomen entgegenstehe (vgl. O'Connor/Sheehy/O'Connor 1999: 107). Nicht nur die generelle Aussagekraft der Briefe ist jedoch kritisch zu hinterfragen; aus linguistischer Sicht erscheint vor allem das methodische Herangehen vieler Psychologen an den Textgegenstand diskussionswürdig. Oft werden einerseits – wie auch Eisenwort et al. beklagen – nur „spärliche Angaben zur Methodik“ (Eisenwort et al. 2006: 1358) gemacht, sodass sich die Studien nicht nachvollziehen lassen. Andererseits werden überwiegend Verfahren wie das der sogenannten *Inhaltsanalyse* genutzt (vgl. bspw. Osgood/Walker 1959). Dabei bildet man theoriegeleitet ein Kategoriensystem, anhand dessen Analytiker den Inhalt der einzelnen Untersuchungstexte codieren und computerbasiert auswerten; es stehen quantitative Zusammenhänge im Fokus der Betrachtung (vgl. Rössler 2010). Diese in der empirischen Sozialwissenschaft weit verbreitete Methode ist vor allem deshalb problematisch, weil die Beschreibungskategorien *a priori* festgelegt werden. Es wird also ein äußerst starres Analysesystem angewendet, das den Textinhalt nur insoweit beschreiben kann, als er durch die im Vorhinein definierten Kategorien erfasst ist. Oft erstellt zudem nur ein einziger Forscher das abzuarbeitende Analyseraster (vgl. ebd.: 37ff), sodass die Gefahr einer subjektiven Verzerrung besteht.

Darüber hinaus lässt sich anmerken, dass die Gegenstände der vergleichenden Analysen – also genuine und simulierte Suizid-Abschiedsbriefe – linguistisch gesehen nur begrenzt miteinander in Bezug gesetzt werden können.³² So ist davon auszugehen, dass die Situation, in der ein Abschiedsbrief simuliert werden soll, eher dem Schreiben eines Aufsatzes ähnelt als einer suizidalen Situation. Beim Vergleich solcher Textproduktionen werden also zwei hinsichtlich ihres situativen Kontextes absolut verschiedene Kommunikationsformen³³ gegenübergestellt, nämlich (private) Briefe mit (öffentlichen) Aufsätzen.³⁴ Es ist folglich möglich, dass die beispielsweise von Shneidman/Farberow aufgedeckten Unter-

³² Auch aus psychologischer Sicht ist das gängige Vergleichsverfahren durchaus umstritten. So führen Ho et al. aus, dass der simulierte suizidale Geisteszustand nicht mit der Verfassung von tatsächlich Suizidalen zu vergleichen ist (vgl. Ho et al. 1998: 467).

³³ Vgl. bzgl. der Unterschiede zwischen *Textsorte* und *Kommunikationsform* Kapitel 3.5.

³⁴ Vgl. dazu auch Schwibbe/Räder 1982: 18.

schiede zwischen den Vergleichsgruppen weniger auf psychodynamische Differenzen zurückzuführen sind als vielmehr auf die Spezifik der beiden kommunikativen Formen (vgl. Shneidman/Farberow 1957: 7f).³⁵ Dieser Gedanke bleibt allerdings in den psychologisch ausgerichteten Studien ebenso unberücksichtigt wie die Tatsache, dass sich der funktionale Charakter von Sprache nicht in der Beschreibung von Inhalten erschöpft. So ist Sprache von den meisten Abschiedsbriefforschern bisher – wie auch Fobbe hervorhebt (vgl. Fobbe 2011: 102) – lediglich als Medium betrachtet worden, durch das Motive und Intentionen der Suizidenten vermittelt werden.³⁶ Eine solche Auffassung vernachlässigt aber, dass die Funktion eines Sprachzeichens unter anderem laut Karl Bühler weit über diese reine Darstellungsfunktion hinausgeht (vgl. Bühler 1982: 35). Man denke beispielsweise an Universitätsvorlesungen, deren primärer Zweck zwar vermutlich die Vermittlung von Inhalten ist, die aber sicherlich die Studierenden auch zum eigenen Nachdenken anregen sollen und denen damit zusätzlich eine Appellfunktion zukommt. McClelland und ihre Kollegen Stephen Reicher und Nicolas Booth sind drei der wenigen Psychologen, die zu erkennen scheinen, dass auch Abschiedsbriefe weit mehr sind als eine Darlegung von Motiven. So bezeichnen die drei Wissenschaftler sie als „acts of communication“ (McClelland/Reicher/Booth 2000: 227) und fordern, dass im Rahmen der Abschiedsbriefforschung "language [...] should be studied as a topic on its own right“ (ebd.). Die vorliegende Arbeit stellt einen Versuch dazu dar, indem sie Suizid-Abschiedsbriefe als *Texte* wahrnimmt.

3 Text(sorten)linguistische und brieftheoretische Hintergründe

Texte haben grundlegende Bedeutung für die Existenz jeder menschlichen Gesellschaft, sie stellen ein „fundamentales gesellschaftliches Faktum“ (Zimmermann 1984: 135) dar.³⁷ Nur wer die Fähigkeit besitzt, mit häufig frequentierten Textsorten passiv und/oder aktiv umgehen zu können, kann sich – so heben auch Heinemann/Viehweger hervor (vgl. Heinemann/Viehweger 1991: 18) – sprachlich-kommunikativ am gesellschaftlichen Leben beteiligen. Die Textlinguistik widmet sich diesem wichtigen Faktor menschlichen Zusammenlebens und betrachtet dabei die folgenden drei Untersuchungsschwerpunkte: Erstens zielt

³⁵ Ein *textlinguistisch* orientierter Vergleich von simulierten und genuine Abschiedsbriefen würde die psychologischen Vergleichsstudien daher sicherlich gewinnbringend ergänzen.

³⁶ Vgl. dazu auch McClelland/Reicher/Booth 2000: 227. Linguistische Kategorien werden allenfalls zur Messung der sogenannten *kognitiven Einengung* genutzt, einer Form der eingeschränkten Aufmerksamkeit, bei der alle kognitiven Kapazitäten darauf verwendet werden, Gefühle der Verzweiflung zu beenden (vgl. Heinrich et al. 2008: 253).

³⁷ Vgl. dazu Heinemann/Viehweger 1991: 18.

sie auf eine Definition des *Textbegriffs* sowie des Begriffs *Textsorte* ab, zweitens erarbeitet sie Klassifizierungssysteme und Verfahren zur Unterscheidung sowie Relationierung von Textsorten und drittens beschreibt sie einzelne Textsorten.³⁸ Besonders die theoretische Erfassung des Text- bzw. Textsortenbegriffs und die Erstellung von Texttypologien überwiegen dabei in der textlinguistischen Forschung.³⁹ Praktische Analysen konkreter Texte werden „stark vernachlässigt“ (Lage-Müller 1995: 13) und haben oft „nur den Status einer ad-hoc-Demonstration der Tauglichkeit hypothetisch formulierter Methodologiefragmente“ (Ermert 1979: 28).⁴⁰ Möchte man jedoch eine solide und nicht lediglich auf Intuition der forschenden Linguisten beruhende Texttypologie ausarbeiten, sind detaillierte Textsortenbetrachtungen auf breiter Materialbasis unabdingbar.⁴¹ Die vorliegende Arbeit soll einen Beitrag dazu leisten, die empirische Basis der Textlinguistik zu vergrößern.

Damit die Beschreibung der Suizid-Abschiedsbriefe methodisch fundiert stattfinden kann, sind in den folgenden Unterkapiteln die für die empirische Analyse notwendigen text(sorten)linguistischen und brieftheoretischen Grundlagen zu schaffen. Dazu werden zunächst wesentliche Forschungstraditionen der Textlinguistik erläutert und damit einhergehend der zugrunde liegende Textbegriff präsentiert. Es schließt sich ein Unterkapitel an, das den Terminus *Textsorte* als einen theoretisch schwer zu fassenden Begriff vorstellt sowie den Mustercharakter von Textsorten herausarbeitet. Darauf basierend lässt sich im nächsten Unterabschnitt die hier vertretene Auffassung von Textsorten als Prototypen einführen, die Vertreter einer Textsorte werden also als mehr oder weniger typische Exemplare eines Musters beschrieben. Einen wesentlichen Teil der darauf folgenden Ausführungen nimmt die Darstellung derjenigen Dimensionen ein, anhand derer die Texte des Korpus im Weiteren analysiert und textsortenspezifische Muster identifiziert werden sollen. Abschließend stehen die Charakteristika der Kommunikationsform *Brief* im Zentrum. Dem liegt zugrunde, dass der Abschiedsbrief hier mit Schlinzig als den Briefsorten zugehörig aufgefasst wird (vgl. Schlinzig 2012: 15). Diese übergeordnete Ebene schränkt – so wird im Anschluss an Peter Artmann angenommen (vgl. Artmann 1996: 45) – die Realisierungsmöglichkeiten des Abschiedsbriefs ein.⁴²

³⁸ Vgl. dazu Lage-Müller 1995: 10.

³⁹ Dies bestätigt Sandig 1987: 118.

⁴⁰ Vgl. dazu auch Gansel/Jürgens, die von einer „Ermüdung in der Erforschung von Textsorten“ (Gansel/Jürgens 2007: 53) sprechen.

⁴¹ Diese Auffassung entspricht einem induktiven Forschungsansatz. Dabei ist es allerdings seit jeher umstritten, ob ein solches *induktives* Vorgehen einem *deduktiven* – wie beispielsweise dem von Isenberg (1983) – tatsächlich vorzuziehen ist. Vgl. dazu Adamzik 1991: 99f.

⁴² Es sei darauf hingewiesen, dass Artmann sich diesbezüglich nicht auf den *Abschiedsbrief* bezieht, sondern auf den *Erpresserbrief* (vgl. Artmann 1996: 45).

3.1 Text(sorten)linguistische Forschungstraditionen und Grundlagen

Es muss beinahe wie eine Revolution im Selbstverständnis von Linguisten gewirkt haben, als Peter Hartmann Anfang der 1970er Jahre die These aufgestellt hat, dass nicht Sätze, sondern Texte die „originären sprachlichen Zeichen“ (Hartmann 1971: 10) darstellen. Bisher hatte man stets den Satz als oberste linguistische Bezugseinheit betrachtet und sich in der Forschung im Wesentlichen auf den Einzelsatz als Untersuchungsgegenstand beschränkt, wie Christina Gansel und Frank Jürgens darlegen (vgl. Gansel/Jürgens 2007: 35). Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass vor dem Hintergrund der *strukturalistischen Linguistik* und der *generativen Transformationsgrammatik* laut Klaus Brinker, Hermann Cölfen und Steffen Pappert das *Sprachsystem (Langue)* – also das der konkreten *Sprachverwendung (Parole)*⁴³ zugrundeliegende Regelsystem – als Forschungsfokus bestimmt worden war (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 14). So hatte man – wie Brinker/Cölfen/Pappert weiter ausführen – die Aufgabe der Linguistik darin gesehen, anhand von Satzanalysen das sprachliche System aufzudecken bzw. die Sprachkompetenz eines idealen Sprechers zu beschreiben (vgl. ebd.). Viele grammatische Phänomene hatten sich laut Gansel/Jürgens jedoch allein mit Blick auf den isolierten Satz nicht erklären lassen, sodass der Text immer weiter ins Zentrum des Interesses gerückt war und sich so letztlich zum Gegenstand einer neuen Forschungsrichtung entwickelt hatte (vgl. Gansel/Jürgens 2007: 35).

Mit dem Entstehen der sogenannten *Textlinguistik* ab Mitte der 1960er Jahre hat man sich – so Gansel/Jürgens – jedoch nicht *ad hoc* von einer sprachsystematischen Perspektive auf Sprache getrennt; zu einer wirklich tiefgreifenden Änderung der sprachtheoretischen Basis sei es zunächst nicht gekommen (vgl. ebd.: 36). Dies wird auch anhand der frühen Textdefinitionen deutlich, wie beispielsweise der von Horst Isenberg (1971). Er erkennt zwar den Text als linguistisch relevante Einheit an, fasst ihn jedoch lediglich als eine kohärente „Folge von Sätzen“ (Isenberg 1971: 155) auf, die durch Vertextungsmittel wie Konjunktionen oder Pronomina miteinander verknüpft sind. Im Rahmen solcher *sprachsystematisch* orientierten Textbeschreibungsansätze wie dem von Isenberg geht man noch davon aus, dass „Texte strukturelle Einheiten vom gleichen Typ wie Sätze sind, nur umfangreicher“ (Vater 1992: 20) und lediglich durch textinterne⁴⁴ Merkmale zu beschreiben sind.⁴⁵ Es

⁴³ Die in Klammern angegebenen Begriffe stammen von de Saussure (vgl. Saussure 2001: 11ff).

⁴⁴ Zur genaueren Erläuterung von *textexternen* und *textinternen* Merkmalen vgl. Kapitel 3.4.1.

handelt sich bei der Textlinguistik zu der Zeit also – wie Heinemann/Viehwegger diesbezüglich treffend ausdrücken – noch eher um eine Art „Mehrsatzgrammatik“ (Heinemann/Viehwegger 1991: 26), die nur ein Bild von der Oberflächenstruktur der Texte, das heißt den syntaktischen und semantischen Beziehungen ihrer Sätze, nicht aber von ihrer Textualität zu geben vermag.⁴⁶

Es überrascht nicht, dass erste Forderungen danach, *Textganzheiten* zu analysieren und nicht nur Satzkomplexe zu betrachten, mit den basalen Veränderungen in der Linguistik der 1970er Jahre zusammenfallen, die oft unter der Sammelbezeichnung „*kommunikativ-pragmatische Wende*“ (Helbig 1988: 13, Hervorhebung K. H.) zusammengefasst werden (vgl. Heinemann/Viehwegger 1991: 22). Laut Heinemann/Viehwegger versteht man darunter „den Paradigmenwechsel von der nahezu ausschließlich systemorientierten Sprachwissenschaft [...] zu einer betont kommunikativ und funktional orientierten Linguistik“ (ebd.). Seitdem interessierten Fragen nach dem praktischen Gebrauch von Sprachzeichen in konkreten Kommunikationszusammenhängen (vgl. ebd.), sodass nun nach Brinker/Cölfen/Pappert auch eine entsprechende Perspektive auf Texte eingenommen wird (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 15). Die Vertreter der sogenannten *kommunikationsorientierten*⁴⁷ *Textlinguistik* werfen Brinker/Cölfen/Pappert zufolge sprachsystematischen Textauffassungen vor, dass sie Texte zu isoliert – da ausschließlich hinsichtlich ihrer grammatischen Konstitution – betrachteten und ihre Einbettung in eine Kommunikationssituation unberücksichtigt ließen (vgl. ebd.). Texte müssten vielmehr im konkreten Kommunikationsprozess wahrgenommen werden, das heißt, textexterne Aspekte wie zum Beispiel Sprecher und Hörer⁴⁸ bzw. Schreiber und Leser, ihre Beziehung zueinander sowie ihre jeweiligen sozialen Voraussetzungen einbezogen werden (vgl. ebd.). Man stützt sich dabei laut Brinker/Cölfen/Pappert in sprachtheoretischer Sicht insbesondere auf die in der angelsächsischen Sprachphilosophie entwickelte *Sprechakttheorie* von John L. Austin und John R. Searle (vgl. ebd.: 15f). Texte würden folglich nicht mehr als grammatisch verknüpfte Folge von Einzelsätzen begriffen, sondern als (komplexe) sprachliche Handlungen, mit de-

⁴⁵ Als zwei der Hauptvertreter eines sprachsystematischen Textverständnisses gelten Harweg (1968) und Weinrich (1972). Während ersterer Texte vor allem über das Phänomen der Pronominalisierung definiert, sieht letzterer die Artikelformen und Tempusmorpheme als wesentlich für Textkohärenz an.

⁴⁶ Vgl. dazu auch Heinemann/Heinemann 2002: 68.

⁴⁷ Die Bezeichnung der beiden textlinguistischen Forschungsrichtungen als *sprachsystematisch* und *kommunikationsorientiert* stammt von Brinker/Cölfen/Pappert (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 13ff).

⁴⁸ Ob auch Gesprochenes als *Text* bezeichnet werden kann, ist in der Linguistik umstritten, vgl. Adamzik 2004: 40ff.

nen die Sprecher bzw. Schreiber einen bestimmten Zweck verfolgten (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 15f).⁴⁹ Die kommunikationsorientierte Textlinguistik untersuche also im Gegensatz zur sprachsystematischen Richtung die kommunikative Funktion von Texten, sodass deren „konkrete gesellschaftliche Existenz“ (Hartung 1976: 19) berücksichtigt werde (vgl. ebd.).⁵⁰ Letztlich – so fasst Friedemann Lux die Entwicklungen innerhalb der Textlinguistik zusammen – besteht „[d]ie Umorientierung darin, dass als Forschungsobjekt nicht mehr die Sprache als mehr oder weniger autonomes System, sondern das *Funktionieren* von Sprache in der Kommunikation und in der Gesellschaft gesehen wird“ (Lux 1981: 24, Hervorhebung im Original).⁵¹

Seit Anbeginn der textlinguistischen Forschung in den 1960er Jahren stellt die Erfassung bzw. Explizierung des *Textbegriffs* – so Kathrin von der Lage-Müller – eines ihrer Hauptziele dar (vgl. Lage-Müller 1995: 8). Es unterliegt wie kaum ein anderer Arbeitsbereich der Linguistik dem jeweiligen wissenschaftlichen Zeitgeist. So sind viele der bisherigen Textdefinitionen – wie bereits am Beispiel von Isenberg deutlich geworden ist – stark an der jeweils vorherrschenden Forschungsrichtung orientiert und daher oft recht eindimensional gehalten. Je nachdem, welches der beiden beschriebenen textlinguistischen Konzepte zugrunde liegt, werden laut Eckhard Rolf bestimmte Aspekte bevorzugt berücksichtigt: „Die überwiegende Mehrzahl der [...] Textdefinitionen beruht auf einer Verabsolutierung bzw. Favorisierung von Einzelaspekten“ (vgl. Rolf 1993: 23).⁵² Brinker hat als einer der Ersten versucht, diese Orientierung an einzelnen Merkmalen durch einen *integrativen*⁵³ Textbegriff zu überwinden. Er definiert gemeinsam mit Cölfen und Pappert, ähnlich wie schon in seinen vorausgegangenen Einführungen in die Textanalyse⁵⁴: „Der Terminus ‚Text‘ bezeichnet eine von *einem* Emittenten hervorgebrachte begrenzte Folge von sprachlichen Zeichen, die in sich kohärent ist und die als Ganzes eine erkennbare kommunikative Funk-

⁴⁹ Vgl. dazu auch Heinemann, der schreibt: „Texte interessieren nicht mehr nur als fertige Produkte [...], die dann syntaktisch und/oder semantisch zu analysieren sind, sondern sie werden als Elemente umfassender Handlungen untersucht, als Instrumente zur Durchsetzung konkreter kommunikativer und sozialer Sprecher-Intentionen“ (Heinemann 1982: 219).

⁵⁰ Oft ist dem kommunikationsorientierten Ansatz laut Heinemann/Heinemann dabei „Kommunikativismus“ (Heinemann/Heinemann 2002: 89) vorgeworfen worden, also die Überbetonung des Kommunikativen bei Vernachlässigung der „eigentlichen“ linguistischen Gegenstände, das heißt des Texts an sich (vgl. ebd.).

⁵¹ Einen tiefergehenden Überblick über die zentralen Forschungsrichtungen der Textlinguistik geben einschlägige Einführungen wie beispielsweise die von Kalverkämper (1981), Beaugrande/Dressler (1981) oder Heinemann/Viehweger (1991).

⁵² Vgl. dazu auch Heinemann/Heinemann 2002: 64.

⁵³ Brinker selbst bezeichnet seinen Textbegriff als *integrativ* (vgl. bspw. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 17).

⁵⁴ Vgl. dazu bspw. Brinker 1988: 17.

tion signalisiert“ (Brinker/Pappert/Cölfen 2014: 17, Hervorhebung im Original).⁵⁵ Indem Brinker/Cölfen/Pappert Texte also gleichzeitig als strukturelle wie funktionale Gebilde beschreiben, verbinden sie die beiden zentralen Positionen der Textlinguistik miteinander. Dabei betrachten sie sprachsystematische und kommunikativ-pragmatische Textmerkmale nicht als nebeneinanderstehend, sondern sehen sie vielmehr in einem komplementären Verhältnis zueinander (vgl. ebd.: 17). So sei sowohl die grammatische als auch thematische Struktur eines Textes stets kommunikativ gesteuert, also von der Intention des Emittenten und sozialen Faktoren – zum Beispiel der Art der Partnerbeziehung – beeinflusst (vgl. ebd.).

Auch wenn noch immer kein einheitlicher, konsensfähiger Textbegriff existiert⁵⁶ (vgl. ebd.: 13), ist man sich heute in der Forschung zumindest darüber weitestgehend einig, dass integrative Textmodelle das sprichwörtliche Maß aller Dinge darstellen.⁵⁷ Sie erkennen Texten – wie ausgeführt worden ist – Eigenschaften auf unterschiedlichen Beschreibungsebenen zu und betrachten die einzelnen Merkmale nicht isoliert voneinander. Somit ermöglichen diese Textbegriffe eine holistische Betrachtung des Phänomens *Text*, weshalb auch hier eine integrative Textauffassung zugrunde gelegt wird. Aufgrund der Tatsache, dass Brinkers Definition langläufig als „geeignet“ (Rolf 1993: 24) gilt und sich auch bereits in praktischen Analysen als theoretische Basis bewährt hat⁵⁸, bildet sie das Fundament der weiteren Ausführungen.

3.2 Zu den Konzepten *Textsorte* und *Textsortenwissen*

Von Anfang an steht laut Matthias Dimter neben der Definition von *Text* auch die Erfassung von *Textsorten* im Mittelpunkt des textlinguistischen Interesses (vgl. Dimter 1981: 2).⁵⁹ Zugrunde liegt dabei die Einsicht, dass ein „konkreter Text [...] nicht nur eine Realisierung der allgemeinen Größe ‚Text‘ [ist]; er repräsentiert vielmehr zugleich auch eine bestimmte Textsorte“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 133).⁶⁰ Texte sind also nicht nur

⁵⁵ Da Brinker/Cölfen/Pappert die einzelnen Bestandteile ihrer Text-Definition selbst detailreich erläutern (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 17ff), wird an dieser Stelle darauf verzichtet.

⁵⁶ Eine Übersicht verschiedener Textbestimmungen liefert Klemm (2002).

⁵⁷ So gehen beispielsweise auch Gansel/Jürgens von einem solchen integrativen Textbegriff aus, wenn sie definieren: „Ein Text ist eine in sich kohärente Einheit der sprachlichen Kommunikation mit einer erkennbaren kommunikativen Funktion und einer in spezifischer Weise organisierten Struktur“ (Gansel/Jürgens 2007: 51). Auch Sandigs Textmustermodell verbindet sprachsystematische mit kommunikationsorientierten Aspekten (vgl. Sandig 2006: 489).

⁵⁸ Vgl. bspw. Artmanns Analyse von Droh- und Erpresserbriefen (1996).

⁵⁹ Teilweise spricht man diesem Untersuchungsgebiet sogar den Status einer selbstständigen Forschungsrichtung zu und bezeichnet es als „Textsortenlinguistik“ (Gansel 2011: Titel, Heinemann/Heinemann 2002: 130).

⁶⁰ Vgl. diesbezüglich auch Lux 1981: 29.

Konstrukte, die sogenannte *Textualitätskriterien*⁶¹ erfüllen, sondern immer auch eine Kontaktanzeige, eine Bedienungsanleitung oder ein Einkaufszettel – um nur einige der alltagsprachlichen Begriffe für Textsorten zu nennen (vgl. Brinker 2002: 42).⁶² Ganz selbstverständlich nutzen Sprachteilhaber eine Vielzahl solcher Textsortenbezeichnungen, deren ganzer Umfang in Dimters Analyse des *Rechtschreib-Dudens* deutlich wird. So identifiziert er in der Ausgabe des Jahres 1973 1642 Textsortennamen, wobei er 480 als grundlegende und 1162 als abgeleitete Konzepte einstuft. Die tatsächliche Anzahl verwendeter Namen sei jedoch sicher erheblich größer (vgl. Dimter 1981: 33). Obwohl das Konzept *Textsorte* im vorlinguistischen Verständnis also „etwas intuitiv ungemein Einleuchtendes an sich“ (Sitta 1973: 64) zu haben scheint, stellt gleichwohl der theoretische Zugriff auf den Textsortenbegriff ein Problem dar. So zieht sich laut Kirsten Adamzik „der Hinweis, daß nicht ganz klar sei, was unter *Textsorte* eigentlich zu verstehen ist, [...] als Topos durch die gesamte Literatur“ (Adamzik 1995: 11, Hervorhebung im Original). Bis heute ist der Begriff *Textsorte* nicht eindeutig definiert, sodass immer noch – im Anschluss an Heinemann – von einem „prätheoretischen“ (Heinemann 2007: 10) Gebrauch der Bezeichnung gesprochen werden muss.

Der Ausdruck *Textsorte* ist Götz Beck zufolge von Max Bense in die theoretische Auseinandersetzung mit dem Gegenstand *Text* eingeführt worden (vgl. Beck 1973: 108, Anmerkung 1) und wird laut Rolf seit Anfang der 1970er Jahre immer häufiger in der linguistischen Forschung gebraucht (vgl. Rolf 1993: 1). Problematisch ist dabei, dass man seitdem „ganz unterschiedliche sprachliche, soziale oder auch kognitive Phänomene unter dem Etikett ‚Textsorte‘ [...] subsumiert“ (Heinemann 2007: 10). Darüber hinaus finden sich auch Bezeichnungen wie *Textklasse* oder *Texttyp*, die teilweise synonym verwendet werden, zum Teil aber auch auf gänzlich andere Gegenstände referieren.⁶³ Die Schwierigkeit einer umfassenden Begriffsbestimmung ergibt sich vor allem aus den jeweils unterschiedlich relevant gesetzten Differenzierungskriterien, denn Textsorten lassen sich beispielsweise nach ihrem Inhalt, ihrem Geltungsbereich (vgl. ebd.) oder dem Grad ihrer Standardisiertheit (vgl. Nussbaumer 1991: 259) unterscheiden. Welche Aspekte dabei im Vordergrund der einzelnen Textsortenauffassungen stehen, ist – wie schon das Verständnis des Textbegriffs – abhängig vom jeweiligen Entwicklungsstand der Textlinguistik. So lässt

⁶¹ Beaugrande/Dressler nennen folgende sieben Textualitätskriterien: *Kohäsion*, *Kohärenz*, *Intentionalität*, *Akzeptabilität*, *Informativität*, *Situativität* (vgl. Beaugrande/Dressler 1981: 3).

⁶² Vgl. dazu auch Linke/Nussbaumer/Portmann 2004: 284.

⁶³ So versteht beispielsweise Artmann die Begriffe *Textsorte* und *Textklasse* synonym (vgl. Artmann 1996: 3), wohingegen Gansel in einem hierarchischen Verständnis die *Textklasse* als eine der *Textsorte* übergeordnete Kategorie beschreibt (vgl. Gansel 2011: 42).

sich auch hier im Wesentlichen zwischen sprachsystematischen sowie kommunikationsorientierten Ansätzen differenzieren. Während erstere laut Karl Ermert Textsorten als „Klassen von Texten [auffassen], die nach bestimmten, von einer Textgrammatik zu liefernden [...] Merkmalen bzw. Merkmalsbündeln zu klassifizieren sind“ (Ermert 1979: 41), gingen letztere davon aus, dass sich Textsorten nicht unabhängig von ihrem situativen Kontext beschreiben ließen (vgl. ebd.). Sogenannte *Mehrebenenmodelle* – denen im weiteren Verlauf der Arbeit eine wesentliche Bedeutung zukommt und die daher an anderer Stelle tiefergehend dargestellt werden – versuchen beide Vorstellungen zusammenzuführen (vgl. bspw. Heinemann/Heinemann 2002: 144).

Trotz der Unsicherheiten in der genauen theoretischen Bestimmung des Konstrukts *Textsorte* lässt sich doch zumindest ein gemeinsamer Ausgangspunkt aller bisherigen textsortenlinguistischen Bemühungen ausmachen. Die bekannte Definition Hartmanns aus dem Jahr 1964 gilt laut Heinemann als Konsens nahezu aller Textlinguisten (vgl. Heinemann 2007: 11). Textsorten sind demnach „Mengen von Texten mit bestimmten gemeinsamen Eigenschaften“ (Hartmann 1964: 23) bzw. – so formuliert Hartmann in einer späteren Version – „Textsorten sind Teilmengen von Texten, die sich durch bestimmte relevante gemeinsame Merkmale beschreiben und von anderen Teilmengen abgrenzen lassen“ (Hartmann 1971: 22). Diese Beschreibung ist – so kritisiert auch Heinemann – allerdings derart allgemein und von so hoher Abstraktionsstufe, dass sie zwar auf sämtliche Erscheinungsformen von Texten anzuwenden ist, aber keine Aussage über verschiedene Spezifika von Textsorten ermöglicht (vgl. Heinemann 2007: 11). Es lassen sich Heinemann zufolge auf der Grundlage dieser Definition ganz heterogene Textmengen bilden (vgl. ebd.).

Ergiebiger als Hartmanns Definition ist der Ansatz – wie inzwischen vielfach in der Forschung vertreten –, Textsorten als *Problemlösemittel* aufzufassen, die jeweils spezifischen Zwecken dienen (vgl. bspw. Sandig 2006: 488, Rolf 1993: 129, Fandrych/Thurmair 2011: 16, Krause 1988: 234). Bestimmte kommunikative Aufgaben – beispielsweise Trauerbekundungen – stellen sich innerhalb der Sprachgemeinschaft immer wieder, sodass sich laut Brinker/Cölfen/Pappert im Verlauf historisch-gesellschaftlicher Prozesse spezifische Konzepte zu deren Bewältigung herausgebildet haben; auf sie könne immer wieder zurückgegriffen werden (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 133). Textsorten würden diesem Verständnis entsprechend *Muster*⁶⁴ mit „normierende[r] Wirkung“ (ebd.: 139) zur Realisierung

⁶⁴ In der Forschung finden sich die Begriffe *Textsorte* und *Textmuster*, die teilweise synonym verwendet werden, sich zum Teil aber auch auf unterschiedliche Konzepte beziehen. Während beispielsweise Sandig in ihren neueren Arbeiten (vgl. z. B. Sandig 2006) und Brinker/Cölfen/Pappert (2014) beide Ausdrücke

komplexer sprachlicher Handlungen darstellen und Sprachteilhabern dazu dienen, sich im „Textuniversum“ (Dimter 1981: 8) bei der Produktion und Rezeption von Texten zu orientieren (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 139). Sie erweisen sich also – und diese pragmatisch orientierte Definition von Barbara Sandig soll im Rahmen einer *ersten* Annäherung an den Begriff *Textsorte* hier zugrunde gelegt werden – als ein „standardisiertes (konventionelles) Mittel zur Lösung in einer Gesellschaft auftretender Standardprobleme“ (Sandig 1997: 26). Als solche sind Textsorten immer auch – so fügen Brinker/Cölfen/Pappert hinzu – kulturell geprägt; sie beruhen auf kulturellen Übereinkünften innerhalb von Sprachgemeinschaften, die für ein funktionierendes sprachliches Miteinander „kommunikative Routinen“ (Adamzik 1995: 29) entwickelt hätten (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 133).

Im Normalfall verfügen Sprachteilhaber laut Lux über ein intuitives Wissen über Textsorten – ein sogenanntes *Textsortenwissen* –, das sie als Teil ihres „Alltagswissens“ (ebd.: 139) bei der Textproduktion und -rezeption aktivieren können (vgl. Lux 1981: 2f).⁶⁵ Dieses kommt nicht nur in dem umfangreichen alltagssprachlichen Vokabular zur Textsortenbezeichnung zum Ausdruck. Es zeigt sich beispielsweise auch dann, wenn Sprachteilnehmer aufgrund ihrer Musterkenntnis einzelne sprachliche Äußerungen einer bestimmten Textsorte zuordnen können. Ferner ist es offensichtlich, wenn Sprecher angeben können, wodurch eine Textsorte intensional konstituiert ist, das heißt, welche Merkmale charakteristisch für eine Textsorte sind. Von der Lage-Müller weist darauf hin, dass Textsortenwissen letztlich auch in Form metakommunikativer Äußerungen zutage tritt, indem Normen oder Konventionen thematisiert werden (vgl. Lage-Müller 1995: 67). Dies sei oft dann der Fall, wenn es um Unangemessenheit oder Musterverletzungen⁶⁶ ginge (vgl. ebd.).

Ihre Fähigkeit, ein Textsortenexemplar als inadäquat im Hinblick auf seine Musterhaftigkeit zu beurteilen, zeigt, dass Sprachteilhabern offenbar bewusst ist, wie Sprachhandlungen konventionell durchgeführt werden; es gebe laut Sandig für Sprachteilnehmer ge-

gleichbedeutend gebrauchen, grenzen Heinemann/Heinemann (2002) sie explizit voneinander ab. So beschreiben letztere *Textmuster* als „allgemeine kognitive Rahmen-/Verfahrensvorgaben, kognitive Prozesse zur Generierung und zum Verstehen/Verarbeiten konkreter Textexemplare“ (Heinemann/Heinemann 2002: 140); unter *Textsorten* verstehen sie hingegen „Ergebnisse kognitiver Operationen – bezogen auf konkrete Textexemplare und deren Merkmale – in Form von Textklassen, deren Fundierung sich aus der Merkmalshaftigkeit der Textexemplare ergibt“ (ebd.). Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wird lediglich der Begriff *Textsorte* genutzt, ihm jedoch im Anschluss an Brinker/Cölfen/Pappert (2014: 133) Musterhaftes zugeschrieben. Einerseits wird sich auf diese Bezeichnung beschränkt, weil hier ausschließlich der konkrete Text auf dem Papier interessiert, also das Endprodukt mentaler Prozesse. Andererseits soll so terminologischer Verwirrung vorgebeugt werden.

⁶⁵ Manche Muster werden dabei laut Heinemann passiv beherrscht, andere gehörten aufgrund ihrer Gebräuchlichkeit zum aktiv verfügbaren mentalen Potenzial (vgl. Heinemann 2007: 21).

⁶⁶ Vom Muster kann intentional zur Erreichung bestimmter Ziele oder aufgrund fehlender Textsortenkompetenz abgewichen werden (vgl. dazu Gülich 1986: 37).

wisse erwartbare Formen der Umsetzung (vgl. Sandig 1986: 34). Interessant ist in dem Zusammenhang die Definition von Adamzik, die schreibt: „Textsortenwissen ist Wissen über soziale Gewohnheiten, Normen und Routinen, an denen man sich beim eigenen Handeln orientieren kann – oder auch nicht“ (Adamzik 1991: 106). Gerade der nachgestellte Halbsatz *oder auch nicht* umschreibt die Tatsache, dass die Gemeinschaftsmitglieder trotz der historischen Verankerung der Muster durchaus bewusst (oder unbewusst) von diesen abweichen und Äußerungen entgegen der Konvention gestalten können.⁶⁷ Bei Textsorten handelt es sich also nicht um „starr vorgegebene[...] Orientierungsrahmen“ (Gülich 1986: 39), sie ermöglichen trotz aller Musterhaftigkeit mannigfaltige Modifikationen und damit – bei Konstanz der Grundstrukturen – eine individuelle Textgestaltung (vgl. Heine mann 2007: 24).⁶⁸ Diese „Gestaltungsspielräume“ (Tophinke 1996: 102) variieren jedoch in ihrem Umfang von Textsorte zu Textsorte, das heißt, die Vorgaben sind je nach Textsorte mehr oder weniger bindend. So werden Texte institutioneller Kommunikation, die beispielsweise wie Gerichtsurteile meist einer starken Normierung unterliegen, in der Regel wenig individualisiert; Zeitungskommentare lassen sich hingegen recht frei gestalten.⁶⁹ Gerade solche Texte, die einen geringen Grad an Standardisiertheit aufweisen und daher viele Spielräume bieten, sind Dern zufolge – dies lässt sich hier ergänzend anmerken – für die kriminalistische Textanalyse ergiebig (vgl. Dern 2009: 36). So verstehe es sich von selbst, dass beispielsweise der Vergleich zweier von unterschiedlichen Personen produzierten Eidesformeln weniger aufschlussreich wäre als die Gegenüberstellung zweier Privatbriefe verschiedener Autoren (vgl. ebd.). Folglich müsse im Rahmen einer jeden Autorenerkennung zunächst geklärt werden, welcher Textsorte das infrage stehende Schreiben zuzuordnen ist (vgl. ebd.: 37). Dies kann nur auf der Basis detaillierter Textsortenbeschreibungen zuverlässig erfolgen.

3.3 Textsorten als prototypische Konstrukte

Für die Realisierung eines Textes nach einer Textsorte gibt es – wie im vorangegangenen Unterkapitel deutlich geworden ist und auch durch von der Lage-Müller bestätigt wird – nicht *die* eine richtige oder falsche Lösung (vgl. Lage-Müller 1995: 69). Es handelt sich immer nur um eine mehr oder weniger stark ausgeprägte Anlehnung an die Mustervorga-

⁶⁷ Auch an anderer Stelle weist Adamzik darauf hin, dass Sprachteilhaber zwar auf überlieferte Vorgaben und Muster zurückgreifen, „diese aber relativ frei kombinieren“ können (Adamzik 2004: 102). Vgl. dazu auch Gansel/Jürgens (2007: 108), die auf den prozeduralen Charakter von Textsorten eingehen.

⁶⁸ Vgl. dazu auch Adamzik 2004: 102.

⁶⁹ Vgl. dazu auch Lage-Müller 1995: 67.

ben. Den einzelnen Textsortenmerkmalen kommt innerhalb dieses Musters laut Sandig dabei ein unterschiedlicher Grad an Wichtigkeit zu, das heißt, „[e]s gibt charakteristische und weniger charakteristische Eigenschaften“ (Sandig 1997: 29). Folglich eröffnen sich für den Sprachteilhaber – so führen auch Gansel/Jürgens aus – verschiedene Möglichkeiten, einen Text nach dem Muster einer Textsorte zu gestalten; es ließen sich also verschiedene *Textsortenvarianten* denken, die im Hinblick auf die Vorgaben des Musters als mehr oder weniger typisch bezeichnet werden könnten (vgl. Gansel/Jürgens 2007: 66). Aufgrund dieser Variabilität hat erstmals Georg Michel vorgeschlagen, Textsorten als sogenannte *prototypische* Kategorien anzusehen und sie dementsprechend zu beschreiben (vgl. Michel 1986: 8). Die Auffassung, dass Textsorten „für die Bildung von Prototypen und eine prototypische Beschreibung prädestiniert [sind]“ (Gansel/Jürgens 2007: 81), ist seitdem vielfach in der Forschung aufgegriffen worden (vgl. bspw. Sandig 1997, Sandig 2006, Heinemann/Heinemann 2002, Fandrych/Thurmair 2011).⁷⁰

Die *Prototypentheorie* bzw. *Prototypensemantik* geht laut Martina Mangasser-Wahl auf die kognitionspsychologischen Arbeiten von Eleanor Rosch⁷¹ zurück und ist vor allem im Zusammenhang mit Wortbedeutungen diskutiert worden (vgl. Mangasser-Wahl 2000: 15, 19f). Sie gründet sich auf der – ausgehend von den hier zugrunde liegenden Zwecken sehr vereinfacht dargestellten – Annahme, dass innerhalb einer Kategorie einige Vertreter als repräsentativer anzusehen sind als andere (vgl. Kleiber 1993: 31); sie unterscheiden sich also in ihrem „Typikalitätsgrad[...]“ (Michel 1986: 8).⁷² Der *Prototyp* ist dabei laut Hans-Joachim Meinhard eine „mentale Repräsentation eines besonders typischen Vertreters einer Objektklasse“ (Meinhard 1984: 61), „vorstellbar als diejenige Merkmalsstruktur, die die jeweilige Begriffsklasse am deutlichsten von anderen unterscheidet“ (Rosch 1977: 48). Es handelt sich – so Georges Kleiber – um das beste Exemplar, also dasjenige, das die typischen Eigenschaften der jeweiligen Kategorie aufweise und gemeinhin in einer Sprachgemeinschaft mit dieser Kategorie assoziiert werde⁷³ (vgl. Kleiber 1993: 32, 44).⁷⁴ Aller-

⁷⁰ Laut Kleiber ist die *Prototypentheorie* auf „jede sprachliche Kategorie anwendbar“ (Kleiber 1993: 75). Einen wesentlichen Beitrag zur Integration des Prototypenkonzepts in die Linguistik hat Sandig (2000) geleistet. Sie beschreibt *Texte* als prototypische Konzepte und löst sich so von der bis dahin dominierenden Vorstellung, ein Text müsse stets sämtliche Textualitätskriterien erfüllen, um als ein solcher zu gelten.

⁷¹ Vor allem ihre Arbeit aus dem Jahr 1977 ist hier zu nennen, vgl. Rosch 1977.

⁷² Vgl. dazu auch Lage-Müller 1995: 69.

⁷³ Allerdings ist dies laut Kleiber kein Einzelexemplar (vgl. Kleiber 1993: 32f). Es handelt sich also beispielsweise beim Prototyp der Kategorie *Vogel* nicht um den Spatz im Vorgarten von Nachbar Meier, sondern um eine Gruppe von Vertretern, zum Beispiel die Gruppe der Spatzen insgesamt.

⁷⁴ Das Lexem *Prototyp* wird hier also in einer Fachbedeutung gebraucht, die sich von der alltagssprachlichen, vor allem technisch geprägten Bedeutung „[vor der Serienproduktion] zur Erprobung u. Weiterent-

dings muss es nach Joachim Hoffmann nicht real existieren und stellt somit ein „ideales Objekt“ (Hoffmann 1986: 43) dar. Oft findet sich auch die bildliche Vorstellung vom Prototyp als Zentrum einer Kategorie, um das sich die Randvertreter im Peripheriebereich herum gruppieren (vgl. bspw. Aitchinson 1997: 65, Bachmann-Stein 2004: 37). Während also zum Beispiel ein Spatz in Deutschland als prototypischer Vogel gilt und deshalb im Zentrum der mental repräsentierten Tierklasse steht, wird der Pinguin oder der Strauß nur selten als besonders charakteristischer Vertreter für die Kategorie *Vogel* angesehen und daher dem Randbereich zugeordnet (vgl. Aitchinson 1997: 65ff, Mangasser-Wahl 2000: 19ff). Dies ist – wie auch Andrea Bachmann-Stein ausführt (vgl. Bachmann-Stein 2004: 37) – auf die eben bereits angesprochene Wichtigkeit einzelner Attribute für eine Kategorie zurückzuführen; der Aspekt *kann fliegen* scheint demnach im europäischen Kulturraum entscheidender für die Beschreibung der Kategorie *Vogel* zu sein als das Merkmal *kann singen/pfeifen*.

Ausgehend von der Vorstellung der prototypischen Klassenbildung empfindet Michel die Klassifizierung und Beschreibung von Texten auf der Basis notwendiger und hinreichender Kriterien – wie sie zuvor anhand von Merkmalkatalogen vielfach praktiziert worden ist⁷⁵ – als zu rigide (vgl. Michel 1986: 7).⁷⁶ Er fordert daher, auch Textsorten nicht auf der Basis invarianter Eigenschaften zu betrachten, sondern auf Grundlage dominanter Merkmale (vgl. ebd.: 7f).⁷⁷ Damit einher gehe erstens – wie für die Kategorie *Vogel* angedeutet –, dass auch die für eine Textsorte relevanten Eigenschaften nicht notwendig bei jedem Exemplar der Kategorie vertreten sein müssten (vgl. ebd.: 8), denn – so lässt sich hinzufügen – Textsorten sind laut Sandig „variabel an individuelle Situationen und Zwecke, auch an individuelle Sprecherschreiber-Eigenschaften, anpassbar“ (Sandig 1997: 29). Folglich stimmt sie mit Michel überein, dass es „konstitutive Elemente [gibt], die jedoch nicht in jedem Fall obligatorisch sind“ (Sandig 2006: 497, vgl. Michel 1986: 7). Dies wird anschaulicher, wenn man sich das Beispiel des Textsortenstereotyps *man nehme* als Anfangsphrase eines Kochrezepts bewusst macht. Zwar gilt diese Wendung als prototypisch für die Textsorte *Kochrezept*; Sprachteilhaber können aber dennoch einen Text als dieser Sorte zugehörig identifizieren, wenn sich – und dies ist heute überwiegend der Fall – das

wicklung bestimmte erste Ausführung (von Fahrzeugen, Maschinen o. Ä.)“ (Dudenredaktion 2001: 1249, Hervorhebung K. H.) unterscheidet.

⁷⁵ Eines der prominentesten Beispiele dafür liefert Sandig, die mit zwanzig Merkmalsoppositionen gebrauchssprachliche Textsorten zu klassifizieren versucht (vgl. Sandig 1972: 118).

⁷⁶ In dem Zusammenhang weist Adamzik darauf hin, dass die *Prototypentheorie* kein Gegenentwurf zur Merkmalbeschreibung ist, sondern den Merkmalen nur einen anderen Status zuweist (vgl. Adamzik 2004: 47).

⁷⁷ Vgl. zudem Taylor 1990: 41.

Merkmal nicht findet. Zweitens resultiert aus dem prototypischen Verständnis von Textsorten auch, dass Textsorten keine scharfen Grenzen zugesprochen werden (vgl. Sandig 2006: 495)⁷⁸. Man geht von fließenden Übergängen zwischen einzelnen Textsorten aus. So zeigt beispielsweise Sandig, dass Glossen und Kommentare miteinander verwandt sind (vgl. ebd.).

Aus den bisherigen Ausführungen lässt sich schlussfolgern, dass empirische textsortenlinguistische Beschreibungen darlegen müssen,

„welche Merkmale als konstante, welche als inkonstante, aber prototypische Merkmale in die Modelle[, das heißt kognitiven Muster der Sprachteilhaber, K. H.] als Abbilder von Handlungsprogrammen bzw. Text- und Stilstrukturen eingehen können und welche Typikalitätsgrade für bestimmte Merkmale kennzeichnend sind“ (Michel 1986: 9).

Zur Ermittlung der Merkmale, die den Prototyp einer Kategorie ausmachen, finden sich in der Literatur zwei Vorschläge: Kleiber regt dazu an, das Kriterium der *Häufigkeit* zugrunde zu legen (vgl. Kleiber 1993: 52).⁷⁹ Dabei wären dann diejenigen Merkmale, die bei den Mitgliedern der Kategorie am zahlreichsten zu finden sind, als besonders *typisch* anzusehen (vgl. ebd.). Der Prototyp werde folglich als Schnittmenge der häufigsten Werte für die betrachteten Dimensionen gebildet (vgl. ebd.). Rosch und ihre Kollegin Carolyn B. Mervis schlagen weiterführend wiederum vor, die sogenannte *cue validity*, also „de[n] Vorhersagbarkeitsgrad einer Eigenschaft bzw. eines Attributs für ein Objekt einer Kategorie“ (Kleiber 1993: 52), zu berechnen; sie stellen dabei ein Verhältnis zwischen der Frequenz eines Merkmals in einer Kategorie und der Frequenz desselben Merkmals für alle anderen infrage kommenden Kategorien her (vgl. Rosch/Mervis 1975: 575). Ein Attribut weise dabei eine hohe *cue validity* für eine Kategorie auf, wenn viele Vertreter der Kategorie über dieses Merkmal verfügten und wenn es zugleich nur bei möglichst wenigen Mitgliedern angrenzender Kategorien auftrete (vgl. ebd.).⁸⁰ Folglich verstehen Rosch/Mervis prototypische Vertreter als solche, die einerseits die meisten Merkmale mit anderen Mitgliedern der Kategorie teilen, aber andererseits – und hier ergänzen sie Kleibers Ansatz – die wenigsten Attribute mit den Vertretern benachbarter Kategorien gemein hätten (vgl. ebd., Kleiber 1993: 53). Der Prototyp sei demnach hier die Summe derjenigen Merkmale mit der höchsten *cue validity* für die jeweilige Kategorie (vgl. Rosch/Mervis 1975: 575); diese nur für

⁷⁸ Vgl. dazu Adamzik 2004: 47.

⁷⁹ Auch Mangasser-Wahl hebt hervor, dass die Merkmal-Häufigkeit ein wesentliches Kriterium zur Bestimmung des Prototyps ist (vgl. Mangasser-Wahl 2000: 21).

⁸⁰ Beispielsweise hat das Merkmal *eine Mähne besitzen* für Löwen eine hohe *cue validity*, denn eine Mähne findet sich bei anderen Großkatzen nicht.

die betrachtete Kategorie typischen Charakteristika sollen in der vorliegenden Arbeit als *prototypisch* bezeichnet werden.

Im Rahmen des hier geplanten Untersuchungsvorhabens erscheint es sinnvoll, den Prototyp als Summe *typischer* Merkmale aufzufassen, von denen manche zudem *prototypisch* und damit aufgrund ihres Alleinstellungscharakters kategorienkonstituierend sind. Folglich werden beide beschriebenen Vorgehensweisen miteinander kombiniert, um den Prototyp des Suizid-Abschiedsbriefs herauszuarbeiten. So soll zunächst Kleibers Vorschlag entsprechend auf der Basis ihrer Häufigkeit entschieden werden, welche Attribute typisch für die untersuchte Textsorte sind. Weil sich eine abschließende Aussage über den Typikalitätsgrad der Merkmale nur vor dem Hintergrund angrenzender Textsorten treffen lässt (vgl. Rosch/Mervis 1975: 575), ist die Methode von Rosch/Mervis zudem miteinzubeziehen. Allerdings lässt sie sich aufgrund des hier gewählten Analysefokus nicht in der von den beiden Psychologinnen intendierten *quantitativen* Art und Weise durchführen. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit steht – wie in der Einleitung bereits erwähnt – die *interne* Beschreibung einer Textsorte im Zentrum, das heißt, die Betrachtung angrenzender Textsorten fließt nicht im Sinne einer korpusbasierten Untersuchung mit ein. Daher kann die *cue validity* nicht *berechnet* werden. Folglich ist nur *qualitativ* – vor dem Hintergrund meines eigenen Textsortenwissens – zu entscheiden, ob die herausgearbeiteten häufigen Merkmale eher in der untersuchten Textsorte als in anderen auftreten und damit eine hohe *cue validity* aufweisen.

3.4 Dimensionen der Textsortenbeschreibung

Zur *Definition* des Begriffs *Textsorte* sind – wie in Kapitel 3.2 ausgeführt worden ist – zahlreiche, je nach dominierender Forschungsrichtung verschiedene Vorschläge unterbreitet worden. Ähnlich viele Ansätze beschäftigen sich mit der Ausarbeitung einer Methode zur *Deskription* einzelner Textsorten. Es gilt daher nun im ersten der fünf folgenden Unterkapitel diejenigen Beschreibungsdimensionen herauszuarbeiten, die dem hier zugrunde liegenden integrativen Textbegriff sowie der angeführten pragmatisch orientierten Textsorten-Definition Rechnung tragen. Sie werden anschließend in jeweils einem Unterkapitel erläutert, wobei insbesondere die zugehörigen Analysekatoren und deren jeweilige Analyse Kriterien im Zentrum der Ausführungen stehen.

3.4.1 Ein Forschungsüberblick

In den vorausgegangenen Ausführungen ist deutlich geworden, dass die Definition des Begriffs *Text* eng mit dem Wandel der Textlinguistik von einer rein sprachsystematischen hin zu einer auch kommunikationsorientierten Disziplin verwoben ist; je nach Forschungstradition sind andere Textauffassungen konzipiert worden. Diese Entwicklung hat sich wiederum deutlich auf die Art und Weise der Beschreibung von Texten ausgewirkt, denn laut Rolf ist es „[f]ür die Befassung mit (Gebrauchs-)Textsorten [...] nicht unerheblich, was für ein Textbegriff zugrunde gelegt wird“ (Rolf 1993: 2). Auch Angelika Linke, Markus Nussbaumer und Paul R. Portmann betonen, dass die bei den einzelnen Text(sorten)untersuchungen im Vordergrund stehenden Textbeschreibungskriterien vom „Text“-Verständnis des jeweiligen Forschungsansatzes abhängig“ (Linke/Nussbaumer/Portmann 2004: 281) sind. So hat man laut Gansel/Jürgens in der Vergangenheit ausgehend von der jeweiligen Textdefinition zunächst ganz unterschiedliche Beschreibungsaspekte – das heißt *entweder* sprachsystematisch *oder* kommunikativ begründete Merkmale – fokussiert (vgl. Gansel/Jürgens 2007: 57f). Heinemann ist der Meinung, dass auch heute noch „wenig Konsens [...] im Hinblick auf die Methoden [besteht], mit deren Hilfe man die einzelnen Textsorten zureichend erfassen kann“ (Heinemann 2007: 10). Dem ist zwar dahingehend zuzustimmen, als dass es bis dato kein allgemein gültiges Beschreibungsmodell für Textsorten gibt. Vor allem die *neueren* Ansätze seit Beginn der kommunikationsorientierten Textlinguistik ähneln sich aber in den gewählten Beschreibungsdimensionen, wie nunmehr ausgeführt werden soll.

Ein besonders in der Anfangsphase der modernen Textlinguistik gebräuchlicher Katalog führt die beiden Grundrichtungen der Textsortenbeschreibung zusammen und umfasst folglich zwei Dimensionen, nämlich eine von *textinternen* und eine von *textexternen* Merkmalen dominierte (vgl. Adamzik 2004: 53).⁸¹ *Textinterne* Kategorien sind laut Elisabeth Gülich und Wolfgang Raible – wie in Kapitel 3.1 bereits angedeutet – auf den Faktor *Sprachsystem* bezogen und ließen sich direkt im Textvorkommen nachweisen (vgl. Gülich/Raible 1975: 151).⁸² Bei *textexternen* Merkmalen hingegen handle es sich um solche,

⁸¹ Vgl. dazu auch Gülich/Raible 1975: 146, Rolf 1993: 95 und Heinemann/Heinemann 2002: 35.

Die Abgrenzung der *textinternen* von *textexternen* Merkmalen ist – so bestätigen Gansel/Jürgens – allerdings nicht unproblematisch (vgl. tiefergehend Gansel/Jürgens 2007: 60, 82).

⁸² Auf dieser Ebene kann man laut Linke/Nussbaumer/Portmann zusätzlich zwischen Merkmalen unterscheiden, die an die Textoberfläche gebunden sind – zum Beispiel der Wortschatz oder Satzbaumuster –, und Merkmalen der Tiefenstruktur wie dem Thema. Erstere seien in der Untersuchung praktikabler, da sie sich unmittelbar am Text festmachen ließen und nicht aus dem Material abgeleitet werden müssten (vgl. Linke/Nussbaumer/Portmann 2004: 281).

die in Bezug zu den Intentionen und Reaktionen der Interaktionspartner sowie der Kommunikationssituation stünden, also außerhalb eines Textes verortet werden (vgl. ebd.). Sie sind – wie beispielsweise die Textfunktion – laut Linke/Nussbaumer/Portmann an den Kommunikationszusammenhang gebunden (vgl. Linke/Nussbaumer/Portmann 2004: 281). Nur dann, wenn diese *beiden* Merkmalebene berücksichtigt werden, lässt sich – so die moderne Auffassung – eine Textsorte umfassend beschreiben. Eine Untersuchung ausschließlich auf der Basis sprachlicher Merkmale wird als unzureichend betrachtet, da sie Heinemann/Viehweger zufolge zwar „textspezifisch“ (Heinemann/Viehweger 1991: 146) ist, aber nichts darüber aussage, wie Texte kommunikativ funktionierten (vgl. ebd.). Strikt textbezogene Ansätze würden also zwangsläufig zu kurz greifen, da bei weitem nicht alle Ziele von Schreibern bzw. Sprechern aus Textstrukturen abgeleitet werden könnten (vgl. ebd.). Daher stellten textinterne Merkmale zwar ein notwendiges, aber keinesfalls ausreichendes Kriterium für die Beschreibung von Textsorten dar (vgl. ebd.).⁸³ Ein rein textextern ausgerichteter Beschreibungsansatz, der ausschließlich an den Zielen der Interaktionspartner orientiert ist, lasse wiederum genuin Linguistisches außer Acht (vgl. ebd.). Er berücksichtige also beispielsweise nicht, dass dasselbe Ziel mittels ganz unterschiedlicher Textstrukturen realisiert werden könne (vgl. ebd.)

Ausgehend von dieser Überzeugung, dass sowohl textinterne als auch textexterne Aspekte in eine Textsortenbeschreibung einzubeziehen sind, werden letztlich die bereits in Kapitel 3.2 erwähnten *Mehrebenenmodelle* entwickelt. Wie der Name bereits vermuten lässt, differenzieren die Vertreter solcher Konzepte den bis dahin gebräuchlichen Beschreibungskatalog mit einer textinternen und textexternen Ebene weiter aus und unterscheiden nicht nur zwei, sondern mehr Dimensionen. So wird der Textgegenstand hier laut Adamzik auf der Basis eines integrativen Text- und Textsortenverständnisses meist vier- oder fünffach, also in Bezug auf vier oder fünf Dimensionen, bestimmt (vgl. Adamzik 1995: 35). Textsorten gelten dabei als „komplexe Merkmalbündel“ (Heinemann/Heinemann 2002: 144), als „je typische Komplexionen“ (Ermert 1979: 42) von Merkmalen verschiedener Ebenen. Insbesondere vor dem Hintergrund, dass das Textsortenwissen der Sprachteilhaber Heinemann/Viehweger zufolge „durch multidimensionale Zuordnungen von prototypischen Repräsentationen auf *unterschiedlichen* Ebenen (Schichten)“ (Heinemann/Viehweger 1991: 147, Hervorhebung K. H.) zustande kommt, erscheint es letztlich sinnvoll, auch die Textsorten selbst als mehrdimensionale Gebilde wahrzunehmen. Mehrebenenmodelle werden

⁸³ Vgl. dazu auch Bürgel 1976: 291.

daher in der Textlinguistik als „schlüssiges und praktikables Instrumentarium zur Beschreibung, Analyse und Differenzierung von Textsorten“ (Gansel/Jürgens 2007: 90) angesehen. Somit bilden sie in der vorliegenden Arbeit den methodischen Ausgangspunkt.

Fasst man die wesentlichen⁸⁴ Modelle für Textsortenbeschreibungen zusammen, die mehrere Ebenen integrieren, so ergibt sich – wie in Tabelle 1 dargestellt (vgl. Tab. 1) – ein „recht einheitliches Bild“ (Gansel 2011: 36). Sowohl Heinemann/Viehweger (1991),

Tabelle 1. Beschreibungsdimensionen unterschiedlicher Mehrebenenmodelle

Modell	Beschreibungsdimensionen				
Heinemann/ Viehweger (1991)	Funktionstypen	Situationstypen	Verfahrenstypen	Text- strukturierungs- typen	Prototypische Formulierungs- muster
Heinemann/ Heinemann (2002)	Funktionalität	Situationalität	Thematisität	Strukturiertheit	Formulierungs- adäquatheit
Adamzik (2004)	Funktion	Situativer Kontext	Thema	-	Sprachliche Gestalt
Brinker/Cölfen/ Pappert (2014)	Textfunktion	Kontextuelle Kriterien	Textthema [struktureller Aspekt]	-	Sprachliche Gestaltung (Syntax, Lexik etc.) [struktu- reller Aspekt] Nicht- sprachliche Gestaltung

Heinemann/Heinemann (2002), Adamzik (2004) als auch Brinker/Cölfen/Pappert (2014) benennen – wenn auch in leicht voneinander abweichender Terminologie – in ihrer Darstellung den *situativen Kontext*, die *Textfunktion*, das *Thema des Textes* sowie die *sprachliche Gestaltung* als elementare Dimensionen einer jeden Textsortenbeschreibung; teilweise wird zudem eine Ebene der *Strukturiertheit* aufgeführt. Der Ansatz von Brinker/Cölfen/Pappert hebt sich dabei insofern von den anderen genannten Ansätzen ab – und soll deshalb auch im Vordergrund der folgenden methodischen Ausarbeitungen stehen⁸⁵ –,

⁸⁴ Als *wesentlich* werden diejenigen Mehrebenenmodelle aufgefasst, die seit Jahren fest in der Forschung etabliert sind und auf die häufig referiert wird. Zudem stehen an dieser Stelle nur die Modelle im Zentrum der Darstellung, die Gültigkeit für *sämtliche* Textsorten beanspruchen und sich nicht – wie beispielsweise der Ansatz von Ermert (1979) – nur auf eine Textsorte oder Kommunikationsform beziehen. Die genannten Mehrebenenmodelle erachtet auch Gansel als die zentralen (vgl. Gansel 2011: 37).

⁸⁵ Die Entscheidung für das Modell von Brinker/Cölfen/Pappert hat zur Folge, dass auf eine *separate* Beschreibungsdimension der *Strukturiertheit* – wie in den Modellen von Heinemann/Heinemann (2002) und Heinemann/Viehweger (1991) zu finden – in der folgenden Analyse verzichtet wird. Dies ist vor dem Hintergrund der Annahme zu rechtfertigen, dass Suizid-Abschiedsbriefe aufgrund ihres besonderen Entstehungskontextes vermutlich weder architektonisch-kompositorisch geplant werden, noch binnenstrukturell

als er sich durch eine besonders hohe Praxisbezogenheit auszeichnet.⁸⁶ „Wir streben eine anwendungsbezogene Darstellung an“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 9), schreiben die drei Autoren selbst in ihrer Einleitung. Dies spiegelt sich auch in ihrer Textsorten-Definition wider, die nunmehr als Basis der folgenden Ausführungen eingeführt werden kann und den hier zugrunde liegenden, im Hinblick auf eine Textsorten*beschreibung* bisher eher unpräzise definierten Begriff der *Textsorte* fundieren soll:

„Textsorten sind *konventionell geltende Muster* für komplexe sprachliche Handlungen und lassen sich als jeweils typische Verbindungen von kontextuellen (situativen), kommunikativ-funktionalen und strukturellen (grammatischen und thematischen) Merkmalen beschreiben“ (ebd.: 139; Hervorhebung im Original).

Ganz konkret benennen Brinker/Cölfen/Pappert bereits in ihrer Definition mit einer *kontextuellen*, einer *kommunikativ-funktionalen* sowie einer *thematischen*⁸⁷ Ebene drei der oben aufgezählten gängigen Beschreibungsdimensionen. Sie verzichten hier darauf, eine Dimension zur sprachlichen Ausformung zu integrieren, weisen aber an anderer Stelle ihrer Ausführungen drauf hin, dass die von ihnen in der Definition erwähnten Ebenen „primär zur *Abgrenzung* von Textsorten dienen; eine *Beschreibung* von Textsorten[, wie hier durchgeführt werden soll, K. H.] hat vor allem Merkmale zu berücksichtigen, die die *sprachliche* Gestaltung des Textes betreffen (Syntax, Lexik usw.)“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 146, Hervorhebung im Original). Dabei müssten insbesondere spezifische Formulierungsmuster sowie stilistische Besonderheiten der jeweiligen Textsorte herausgearbeitet werden, zudem könnten nichtsprachliche Mittel einfließen (vgl. ebd.: 146f).

Obwohl sich ausgehend von den umrissenen Mehrebenenmodellen der Eindruck gewinnen lässt, dass sich die Beschreibung von Textsorten in den genannten Ebenen erschöpft, dürfen diese nicht als starre Vorgabe für eine Analyse, sondern lediglich als Orientierungsrahmen betrachtet werden.⁸⁸ Einerseits können je nach Spezifik der Textsorte andere Aspekte als die erwähnten in die Darstellung einfließen (vgl. Heinemann/Heinemann 2002: 144). So führt Ermert beispielsweise speziell zur Untersuchung von Briefsorten eine formale Dimension ein (vgl. Ermert 1979: 67).⁸⁹ Andererseits muss bei der Analyse mancher Textsorten laut Adamzik möglicherweise eine bestimmte Ebene als nicht relevant über-

im Sinne von Heinemann/Viehwegers Sequenzierungstypen durchdacht sind. Eine Analyse nach dem Schema von Heinemann/Heinemann (2002) oder Vieweger/Heinemann (1991) wäre demnach wenig ergiebig. Es erscheint daher sinnvoller, die Textstruktur im Zusammenhang mit grammatischen und thematischen Merkmalen zu betrachten, wie von Brinker/Cölfen/Pappert vorgeschlagen.

⁸⁶ Daher ist es auch schon in anderen Analysen zur Grundlage gemacht worden (vgl. bspw. Artmann 1996).

⁸⁷ Diese *thematische Ebene* steht laut Brinker/Cölfen/Pappert in enger Verbindung zur *Textstruktur*, wie in Kapitel 3.4.4 ausgeführt und daher hier nicht näher erläutert wird (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 24).

⁸⁸ Dies bestätigen auch Heinemann/Heinemann 2002: 202.

⁸⁹ Vgl. dazu Kapitel 3.5.

gangen werden, denn einige Textsorten seien sehr stark, andere viel weniger spezifiziert (vgl. Adamzik 1995: 38). Während also zum Beispiel bei einem in der Regel bebilderten Werbeplakat eine Untersuchung von nichtsprachlichen Mitteln als durchaus gewinnbringend erscheint, mag sie bei der Beschreibung eines Gedichts weniger ergiebig sein. Es ist nach Adamzik daher „nicht anzunehmen, es bedürfe eines vollständigen und einheitlichen Beschreibungsrasters als Voraussetzung befriedigender Untersuchungen“ (Adamzik 1995: 37). Die Texte seien derart individuell, dass auch immer Raum für spontane phänomenologische Beobachtungen bleiben sollte (vgl. ebd.).

Darüber hinaus sind die vier Ebenen zwar bei der schriftlichen Darstellung der Analyse aus Gründen der Übersichtlichkeit weitestgehend zu separieren, allerdings nicht völlig isoliert voneinander zu untersuchen (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 10, Adamzik 2004: 54, Beaugrande/Dressler 1981: 12); „zwischen ihnen bestehen mannigfache Zusammenhänge“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 10) (vgl. Abb. 1). So führt Sandig das Beispiel vom Schriftzug *Hamburg* an, dem als richtungsweisendes Verkehrsschild, als Titel eines Romans oder auch eines Reiseführers eine ganz andere Funktion zukomme (vgl. Sandig 2000: 97). „Man sieht hier das Zusammenspiel zentraler Merkmale“ (ebd.: 98), kommentiert Sandig das Wechselspiel von Textfunktion und Kontext. Für die gegenseitige Beeinflussung aller anderen Dimensionen ließen sich ebenfalls Beispiele finden.⁹⁰

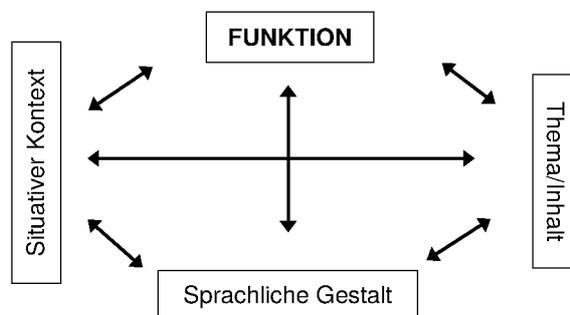


Abbildung 1. Zusammenhang der Textbeschreibungsdimensionen

Auch wenn jede der Dimensionen sich auf die jeweils anderen auswirkt, sind sie keinesfalls gleichwertig. Sie stehen vielmehr in einem hierarchischen Verhältnis zueinander, was es im Rahmen einer Textsortenanalyse ferner zu berücksichtigen gilt. Vor allem die Textfunktion nimmt laut Brinker/Cölfen/Pappert eine übergeordnete Rolle ein⁹¹ (vgl. Abb. 1),

⁹⁰ Dies bestätigt Adamzik, die ein ähnliches Schaubild wie Abbildung 1 anfertigt (vgl. Adamzik 2004: 59).

⁹¹ Demgegenüber räumt Adamzik der situativen Dimension besonderes Gewicht ein (vgl. ebd.).

den sprachlichen Mitteln käme lediglich eine „dienende Rolle“ (Brinker 1990: 117) zu. Deshalb seien sie stets „im Hinblick auf die kommunikativ-funktionalen und thematischen Konzepte des Textes zu untersuchen“ (ebd.). Diese Gewichtung der einzelnen Dimensionen lässt sich leicht nachvollziehen, wenn man sich den Ablauf eines Schreibprozesses bewusst macht. Der Verfasser eines Gebrauchstextes überlegt vermutlich zunächst, welchen Zweck er mit dem Text verfolgt – welche Funktion der Text also haben soll –, bestimmt damit zusammenhängend das Thema und wählt dann eine dem Zweck und dem Thema entsprechende sprachliche Gestaltung.⁹² Möchte man beispielsweise einen Antrag bei einer öffentlichen Behörde zur Genehmigung eines Carport-Baus stellen, wird man vermutlich eher auf vulgärsprachliche Ausdrücke verzichten und einen sachlichen Sprachstil verwenden.⁹³

Die vier von Brinker/Cölfen/Pappert und anderen Textlinguisten genannten Dimensionen gilt es nun im Einzelnen zu erläutern, wobei die zugehörigen Analysekatoren und die ihnen untergeordneten Analysekatoren – also mögliche Ausprägungen der Analysekatoren – herauszuarbeiten sind. „Hier stellt sich allerdings das Problem, dass eine erschöpfende Auflistung und Ausdifferenzierung potenziell relevanter Faktoren kaum möglich und vor allem wenig sinnvoll ist“ (Adamzik 2004: 59), so Adamzik.⁹⁴ Heinemann/Heinemann versuchen es im Rahmen ihres Gesamtklassifikationsansatzes zu lösen, indem sie sich auf diejenigen Subkatoren beschränken, die für den größten Teil der Textsorten von Relevanz sind (vgl. Heinemann/Heinemann 2002: 147). Dementsprechend sollen auch hier nur solche Merkmale Berücksichtigung finden, die im Zusammenhang mit dem behandelten Untersuchungsgegenstand wesentlich erscheinen. Als Ausgangspunkt dienen dabei vor allem diejenigen Analysekatoren, die in den vier genannten Mehrebenenmodellen aufgeführt werden und – ähnlich wie die übergeordneten Beschreibungsdimensionen – „bei aller terminologischer Verschiedenheit im Wesentlichen doch miteinander kompatibel [sind]“ (ebd.). Aufgrund ihrer Handhabbarkeit kommt den von Brinker/Cölfen/Pappert (2014) ausgearbeiteten Analysekatoren dabei besonderes Gewicht zu.⁹⁵

⁹² Bei literarischen Texten kann der Schreibprozess davon sicherlich abweichen, da hier primär ein ästhetischer Anspruch zugrunde liegt.

⁹³ Auch aufgrund der Tatsache, dass die *Textfunktion* die alltagssprachliche Textsortenklassifikation deutlich bestimmt, erscheint sie als eine den anderen hierarchisch übergeordnete Dimension. So enthalten nach Dimter über 80 Prozent der von ihm untersuchten alltagssprachlichen Textsortenkonzepte „Informationen über die Textfunktion“ (Dimter 1981: 116).

⁹⁴ Schließlich können zum Beispiel im Rahmen einer Sprachanalyse potenziell alle in einer Grammatik auffindbaren Phänomene relevant sein.

⁹⁵ Brinker/Cölfen/Pappert (2014) verzichten darauf, ein Vorgehen zur Analyse der sprachlichen Ebene zu beschreiben. Die Darstellung der diesbezüglichen Analysekatoren bzw. -kriterien stützt sich daher nicht auf ihr Modell, sondern auf das von Adamzik (2004) und Heinemann/Viehweiger (1991).

3.4.2 Der situativ-mediale Kontext

Texte sind stets in eine Kommunikationssituation⁹⁶ eingebettet, die – wie am Beispiel des Schriftzugs *Hamburg* deutlich geworden ist – ihre Funktion mitbestimmt. Situative Faktoren wirken sich jedoch nicht nur auf die Textfunktion aus, sie beeinflussen laut Brinker/Cölfen/Pappert vor allem auch die Ausprägung der Textstruktur und seien daher stets in die Textbeschreibung zu integrieren (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 140). Fraglich ist dabei allerdings, welche Aspekte des Situativen relevant sind, denn der Situationsbegriff ist in der Linguistik nicht einheitlich definiert und lässt sich unterschiedlich weit fassen (vgl. Dimter 1981: 38).⁹⁷ So kann er Heinemann/Viehwegers zufolge beispielsweise auf das gesamte soziale und gesellschaftliche Umfeld bezogen werden, in das ein Text integriert ist, oder nur auf spezifischere Faktoren wie Partnerbeziehungen oder institutionelle Rahmenbedingungen (vgl. Heinemann/Viehwegers 1991: 154).

Grundsätzlich betrachtet – so lässt sich im Rahmen einer ersten Annäherung anmerken – sind aus linguistischer Sicht diejenigen situativen Bedingungen „zu erfassen, die den intentionsgerechten und erfolgreichen Gebrauch von sprachlichen Äußerungen in natürlichen Kommunikationen gewährleisten“ (Edmondson 1981: 1). Heinemann/Viehwegers weisen in dem Zusammenhang auf ein spezielles „Situationswissen“ (Heinemann/Viehwegers 1991: 154) der Sprachteilhaber hin, das Teil deren Textsortenwissens sei (vgl. ebd.). Bei der Lösung kommunikativer Aufgaben würden die Interagierenden bestimmte „Situationsmuster“ (ebd.) aktivieren, also „Wissen darüber, in welchen Situationen ein Text eines bestimmten Typs am erfolgversprechendsten verwendet werden kann“ (ebd.). In diese situativen Muster gingen nicht nur Merkmale von typischen „Umgebungssituationen“ (Hartung 1976: 279) ein, sondern „offenkundig“ (Heinemann/Viehwegers 1991: 154) insbesondere auch Erfahrungswerte über soziale Kontexte wie beispielsweise die Politik oder den religiösen Bereich (vgl. ebd.). Der Emittent berücksichtige bei der Gestaltung seines Textes also, in welchem gesellschaftlichen Gebiet er sich bewege (vgl. ebd.). Diesem Umstand Rechnung tragend, wird hier ein recht weiter Situationsbegriff zugrunde gelegt. Die in den oben angeführten Mehrebenenmodellen wiederholt genannten Analysekategorien *Kommunikationsform*, *Handlungsbereich* und *Partnerbezug* stehen dabei im Zentrum der Betrachtung.

⁹⁶ Linke/Nussbaumer/Portmann weisen darauf hin, dass man in textlinguistischen Zusammenhängen auch oft von *Textkonstellation* anstatt von *Kommunikationssituation* spricht (vgl. Linke/Nussbaumer/Portmann 2004: 280). Beide Begriffe beziehen sich auf den *außersprachlichen Kontext*, den Lemnitzer/Zinsmeister vom sogenannten *Kotext* abgrenzen. *Kotext* meint ihnen zufolge im Gegensatz zu *Kontext* nicht die *situativ-mediale* Einbettung eines Textes, sondern die *sprachliche* Umgebung einer linguistischen Einheit (vgl. Lemnitzer/Zinsmeister 2006: 29).

⁹⁷ Dies bestätigen Linke/Nussbaumer/Portmann 2004: 280.

Wie auch beispielsweise Adamzik heben Brinker/Cölfen/Pappert hervor, dass die Kommunikationssituation entscheidend durch das Medium⁹⁸ bestimmt wird, das der Emittent zur Übermittlung seines Textes nutzt (vgl. Adamzik 2004: 75, Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 141). Letztere unterscheiden die fünf Medien *Face-to-face-Kommunikation*, *Telefon*, *Rundfunk*, *Fernsehen* und *Schrift* (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 141). Jedes von ihnen sei durch charakteristische Gegebenheiten der Kommunikationssituation gekennzeichnet und beeinflusse daher jeweils die Art und Weise des kommunikativen Kontakts zwischen den Partnern (vgl. ebd.). Mit dem Medium *Schrift* werde beispielsweise zumeist eine monologische Kommunikationsrichtung, eine räumliche sowie zeitliche Trennung der Interaktanten und geschriebene Sprache verbunden; es unterscheidet sich damit beispielsweise deutlich von der *Face-to-face-Kommunikation* (vgl. ebd.). „Die besonderen situativen Merkmale der einzelnen Medien begründen also verschiedene Arten oder *Formen* der Kommunikation“ (ebd.), schlussfolgern Brinker/Cölfen/Pappert.

Die *Kommunikationsformen*⁹⁹ müssen – wie schon bisher in der vorliegenden Arbeit geschehen – laut Brinker/Cölfen/Pappert von *Textsorten* unterschieden werden (vgl. ebd.), denn für erstere sei es im Gegensatz zu letzteren „charakteristisch, dass sie [...] allein durch situative bzw. mediale Merkmale definiert, in kommunikativ-funktionaler Hinsicht also nicht festgelegt sind“ (ebd.: 142). Ermert bestätigt dies, wenn er schreibt, dass erst dann „eine Textsorte vor[liegt], wenn jedem Textexemplar des in Frage stehenden Bereichs u. a. eine identische Verfasserintention zugewiesen werden kann“ (Ermert 1979: 59). Bei Briefen ist das beispielsweise nicht der Fall, denn es existieren solche mit appellativer Funktion wie Mahnbriefe, kontaktbezogene Briefe wie Liebesbriefe oder auch informierende Briefe wie Geschäftsbriefe.¹⁰⁰ Sie stellen laut Brinker/Cölfen/Pappert folglich – ebenso wie zum Beispiel *direkte Gespräche*, *Telefongespräche*, *Rundfunksendungen*, *Fernsehsendungen*, *E-Mails/Zeitungsartikel/Bücher* – Kommunikationsformen dar (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 141f). Wie am Beispiel im vorherigen Absatz bereits deutlich geworden ist, lassen sie sich Brinker/Cölfen/Pappert zufolge erstens durch die Kategorie der *Kommunikationsrichtung* (Analysekriterien: monologische/dialogische Kommunikation), zweitens die *Kontaktform* (Analysekriterien: räumlich/zeitlich mittelbarer oder unmittelbarer Kontakt der Kommunizierenden) und drittens die Differenzierung in gesprochene und geschriebene Sprache näher bestimmen und voneinander abgrenzen (vgl. ebd.).

⁹⁸ Vgl. zum durchaus nicht trivialen und äußerst schillernden *Medienbegriff* Habscheid 2000.

⁹⁹ Güllich/Raible sprechen dagegen von *Kommunikationsarten* (vgl. Güllich/Raible 1975: 155).

¹⁰⁰ Da bisher keine Analysen zur funktionalen Ausrichtung dieser Briefsorten vorliegen, sind die genannten Funktionszuschreibungen hypothetischer Natur.

Aus Gründen der terminologischen Prägnanz wird die dritte Kategorie hier im Anschluss an Peter Koch und Wulf Oesterreicher als *Form der medialen Realisierung* bezeichnet (vgl. Koch/Oesterreicher 1985: 17).¹⁰¹

Neben der Kommunikationsform erachten unter anderem Brinker/Cölfen/Pappert den bereits erwähnten *Handlungsbereich* (in anderer Terminologie auch *Kommunikationsbereich*¹⁰²) als relevante situative Kategorie zur Beschreibung (und Differenzierung) von Textsorten (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 142 und bspw. Heinemann/Viehweger 1991: 155).¹⁰³ Der Begriff bezieht sich auf „bestimmte gesellschaftliche Bereiche, für die jeweils spezifische Handlungs- und Bewertungsnormen konstitutiv sind“ (Brinker et al. 2000: XIXf); man geht Christian Fandrych und Maria Thurmair zufolge davon aus, dass diese Normen die jeweils verwendeten Textsorten mitkonstituieren (Fandrych/Thurmair 2011: 17). In der Forschungsliteratur werden oft verschiedene Bereiche genannt; bei Brinker/Cölfen/Pappert finden sich beispielsweise die *Alltagswelt*, die Welt der *Wissenschaft*, des *Rechts*, der *Kunst*, der *religiöse Bereich*, der der *Wirtschaft*, der *Verwaltung*, der *Presse* sowie der *Politik* (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 142); die Funktionalstilistik beschränkt sich auf eine geringere Anzahl und benennt laut Adamzik den der *öffentlichen Rede*, der *Wissenschaft*, der *Presse* und *Publizistik*, der *Alltagsrede* und der *ästhetischen Literatur* (vgl. Adamzik 2004: 69). Die Tatsache, dass bisher keine einheitliche Typologie von Kommunikationsbereichen existiert – und auch in Zukunft nicht existieren wird –, führt Adamzik nachvollziehbarerweise darauf zurück, dass die Bereiche miteinander verschränkt seien und allgemeine Klassifikationsversuche somit stets „vorläufig und unsystematisch“ (ebd.: 74) blieben (vgl. ebd.). Da eine Differenzierung der Handlungsbereiche nach inhaltlichen Kriterien also scheitern muss, schlägt erstmalig Ermert vor, die Bereiche nach der Art des Rollenverhältnisses zwischen den Kommunikationspartnern zu unterscheiden. Er benennt einen *privaten* und einen *offiziellen Handlungsbereich* (vgl. Ermert 1979: 76). Für ersteren sei es typisch, dass Emittent und Rezipient als Privatpersonen – zum Beispiel als Freunde oder Verwandte – miteinander kommunizierten (vgl. ebd.).¹⁰⁴ Im *offiziellen* Bereich würden die Kommunikationspartner hingegen in offizieller Funktion auftreten, das heißt beispielsweise als Geschäftspartner oder als Firmenvertreter (vgl. ebd.).

¹⁰¹ Damit einher geht, dass im Folgenden hinsichtlich der medialen Realisierung von *phonisch* und *graphisch* realisierten Texten gesprochen wird, da die Begriffe *gesprochen* und *geschrieben* im Modell von Koch/Oesterreicher (1985) für die Beschreibung der konzeptionellen Textgestaltung reserviert sind (vgl. Koch/Oesterreicher 1985: 17f, vgl. zudem Kapitel 3.5).

¹⁰² Vgl. bspw. Adamzik 2004: 68, Heinemann/Viehweger 1991: 155.

¹⁰³ Laut Adamzik ist es „allgemein anerkannt, dass der Kommunikationsbereich, in dem Texte angesiedelt sind, bei ihrer Beschreibung/Klassifikation berücksichtigt werden muss“ (Adamzik 2004: 72).

¹⁰⁴ Vgl. dazu auch Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 143.

Brinker/Cölfen/Pappert nehmen den Vorschlag Ermerts auf und ergänzen diese zwei gesellschaftlichen Felder um einen *öffentlichen* Bereich, der im Gegensatz zum privaten Bereiche stehe und sich – zum Beispiel bei Gerichtsurteilen – mit dem offiziellen Bereich überschneiden könne (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 143). Primär beziehen sie den Terminus *öffentlich* auf massenmediale Formen wie Presse, Hörfunk, Fernsehen oder das Internet (vgl. ebd.).¹⁰⁵

Weitere zentrale Größen des situativen Kontextes sind – vor allem im Rahmen einer pragmatisch-kommunikativ orientierten Betrachtung wie dieser – *Textproduzent* und *Textrezipient* bzw. ihr *Partnerbezug* (vgl. Adamzik 2004: 83ff). Es stellt sich also die Frage, wer den Text für wen produziert und wer den Text rezipiert.¹⁰⁶ Bisher finden sich in Einführungen zur Textlinguistik nur wenige Beschreibungen dieser Analysekategorien, sodass man laut Adamzik – wie es auch hier geschehen soll – auf Differenzierungen zurückgreift, die in der Gesprächsanalyse gängig sind (vgl. ebd.: 83).¹⁰⁷ Dazu gehören beispielsweise diejenigen von Helmut Henne und Helmut Rehbock sowie von Gerd Schank und Gisela Schoenthal (vgl. Henne/Rehbock 1982: 32ff, Schank/Schoenthal 1983: 29ff). Sie schlagen einen – bei der Analyse eines konkreten Kommunikationsakts unter Umständen zu erweiternden bzw. zu kürzenden – Analysekatolog mit den folgenden Kriterien vor: *Anzahl der Kommunikationspartner (dyadische Kommunikation, Gruppenkommunikation und Massenkommunikation)*¹⁰⁸, *Alter, Bekanntheitsgrad, Ausbildung, Häufigkeit vorangehender Kommunikationsakte, räumliche Anordnung (Sitzordnungen etc.), Situationsvertrautheit, sozialer Rang und Rollenzuteilung, Vorwissen, Interesse, Vorbereitung, Intentionen und Erwartungen der Kommunikationsteilnehmer* (vgl. ebd.).¹⁰⁹ Das Merkmal der *sozialen Rolle* nennen auch Heinemann/Viehwegger sowie Ermert im Rahmen ihrer textlinguistischen Ausführungen (vgl. Heinemann/Viehwegger 1991: 156, Ermert 1979: 77). Sie unterscheiden dabei – wie auch die Gesprächsanalytiker – zwischen *symmetrischen* versus *asymmetrischen* Verhältnissen, also der sozialen Gleichberechtigung der Interaktanten bezüglich Eröffnung und Abschluss der Kommunikation, der Ansprache bestimmter Themen, der Be-

¹⁰⁵ Brinker/Cölfen/Pappert weisen in dem Zusammenhang darauf hin, dass manche Textsorten für die einzelnen Bereiche besonders typisch sind, etwa die Postkarte für den *privaten*, Gesetze und Verordnungen für den *offiziellen* und Nachrichten oder Anzeigen für den *öffentlichen* Handlungsbereich (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 143).

¹⁰⁶ Vgl. dazu Fandrych/Thurmair 2011: 19.

¹⁰⁷ Adamzik betont dabei allerdings, „dass eine erschöpfende Erfassung potenziell relevanter Eigenschaften von Kommunikanten, die als Raster bei der Beschreibung jedweden Gesprächs oder Texts dienlich sein könnte, undenkbar ist“ (Adamzik 2004: 84).

¹⁰⁸ Dieses Merkmal nennen auch Heinemann/Viehwegger (vgl. Heinemann/Viehwegger 1991: 16).

¹⁰⁹ Adamzik ergänzt die Liste um die Merkmale *Geschlecht, Nationalität, Herkunft (geografisch, kulturell und sozial), Religion, politische Orientierung, Wohnort, Familienstand, Beruf* (vgl. Adamzik 2004: 83).

stimmung der Kommunikationsrichtung usw. einerseits und der Dominanz eines Kommunizierenden hinsichtlich dieser Aspekte andererseits (vgl. Heinemann/Viehweg 1991: 156, Ermert 1979: 77). Die Klassifizierung des Verhältnisses als *symmetrisch* bzw. *asymmetrisch* bezieht sich laut Heinemann/Viehweg dabei ausschließlich auf die soziale Beziehung der Interaktionsteilnehmer *während* des Kommunikationsaktes und nicht auf deren sozialen Gesellschaftsstatus, wie er sich beispielsweise in der beruflichen Stellung ausdrückt (vgl. Heinemann/Viehweg 1991: 156). Zu betonen sei allerdings, dass „die Statusmerkmale häufig in engem Zusammenhang mit der Rollenverteilung und der sozialen Beziehung der Partner zueinander im aktuellen Kommunikationsprozeß [stehen]“ (ebd.).

3.4.3 Die Textfunktion

Texte werden nur generiert, weil Individuen mit ihrer Hilfe bestimmte Ziele verfolgen, wie Heinemann/Heinemann bestätigen (vgl. Heinemann/Heinemann 2002: 60, 81). So verfasst man beispielsweise eine Todesanzeige, um den Tod eines Menschen bekannt zu geben (vgl. Lage-Müller 1995: 133), und ein Grußwort, um eine Person oder Institution zu würdigen (vgl. Sandig 2000: 104). Texten kommt damit eine kommunikative Funktion zu, die sogenannte *Textfunktion*¹¹⁰, die Brinker/Cölfen/Pappert definieren als „die im Text mit bestimmten, konventionell geltenden, d. h. in der Kommunikationsgemeinschaft verbindlich festgelegten Mitteln ausgedrückte *Kommunikationsabsicht* des Emittenten“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 97, Hervorhebung im Original). Es handle sich um eine Anweisung des Emittenten, die den Rezipienten darüber instruiere, als was er den Text auffassen soll – zum Beispiel als Information oder Appell (vgl. ebd.).¹¹¹

Die heute gängigsten Kategorien zur Beschreibung einer Textfunktion beruhen – wie Adamzik bestätigt (vgl. Adamzik 2004: 108) – auf Searles *Sprechakttheorie*. Eine der ihr zugrunde liegenden Annahmen ist, dass ein Emittent mit seiner Äußerung auf sein Gegenüber einzuwirken versucht. Dieses Einwirkenwollen stellt laut Searle eine zielgerichtete Tätigkeit dar, weshalb er es als *sprachliches Handeln* – also als ein intentionales Verhalten

¹¹⁰ Bei der *Textfunktion* handelt es sich laut Brinker/Cölfen/Pappert um die *dominierende* Kommunikationsfunktion (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 88). Einem Text könnten zwar durchaus mehrere Funktionen zukommen (vgl. dazu auch Heinemann/Heinemann 2002: 224), „der Kommunikationsmodus des Textes insgesamt [wird] aber in der Regel nur durch *eine* Funktion bestimmt“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 88, Hervorhebung im Original).

¹¹¹ Damit ist die *Textfunktion* Brinker zufolge von der *wahren Intention* des Emittenten zu unterscheiden, die zwar der *Textfunktion* entsprechen könne, aber nicht zwangsläufig mit ihr übereinstimmen müsse (vgl. Brinker 2002: 43). Beispielsweise ist der Zweck einer *Zeitungsnachricht* vermutlich zumeist die Vermittlung von Informationen, ihr kann aber laut Große zugleich eine persuasive Absicht zugrunde liegen (vgl. Große 1976: 68).

– bestimmt (vgl. Searle 1983: 29).¹¹² Eine Sprechhandlung – wie beispielsweise *einen Rat geben* – bestehe dabei aus drei unterschiedlichen Teilhandlungen, die allerdings gleichzeitig ausgeführt würden (vgl. ebd.: 40). Der sogenannte *Äußerungsakt* meint Searle zufolge das physische Hervorbringen der Lautsprache, der *propositionale Akt* verweise auf die thematisierten Dinge bzw. Sachverhalte und im *illokutionären Akt* komme wiederum die kommunikative Absicht des Emittenten – zum Beispiel eine Bitte oder ein Befehl – zum Ausdruck (vgl. ebd.).¹¹³ Im Zentrum des Searl'schen Modells steht dabei laut Heinemann/Heinemann „ohne Frage die modellhafte Ausarbeitung der Zielkomponente sprachlicher Äußerungen, der illokutiven Akte also“ (Heinemann/Heinemann 2002: 41); es geht um die theoretische Beschreibung der *Illokution*¹¹⁴. Diesen hinsichtlich der Satzebene geprägten Begriff greift die Textlinguistik mit dem Terminus *Textfunktion* auf und überträgt ihn somit auf textuelle Zusammenhänge. „Wie der illokutive Akt den Handlungscharakter einer Äußerung festlegt, so bestimmt die Textfunktion den *Kommunikationsmodus* des Textes, d. h. die mit dem Text vom Emittenten dem Rezipienten gegenüber ausgedrückte Art des kommunikativen Kontakts“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 97f, Hervorhebung im Original), beschreiben Brinker/Cölfen/Pappert den Zusammenhang beider Begriffe. Wie kann eine solche Textfunktion nun analytisch bestimmt werden? Wie lassen sich die an einfachen sprachlichen Handlungen gewonnenen Erkenntnisse der Sprechakttheorie auf Texte – also komplexe Sprechhandlungen – anwenden? Grundsätzlich können mit dem sogenannten *textfunktionalen Ansatz* von Brinker/Cölfen/Pappert (2014) und der *Illokutionsstrukturanalyse* von insbesondere Wolfgang Motsch und Renate Pasch (1987) zwei Konzepte zur Beantwortung dieser Fragen unterschieden werden.

Brinker/Cölfen/Pappert nehmen auf der Basis ihres integrativen Textbegriffs an, dass die Textfunktion sowohl durch *innertextliche* (vor allem sprachliche, aber auch layoutbezogene) als auch *außertextliche* (kontextuelle) Mittel signalisiert wird (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 99). Sie nennen sie ausgehend von den Illokutionsindikatoren für Sprechhandlungen „Indikatoren der Textfunktion“ (ebd.). Drei unterschiedliche Typen ließen sich unterscheiden (vgl. ebd.). So könne der Emittent seine Kommunikationsabsicht erstens auf direkte Art und Weise anzeigen, indem er sprachliche Formen und Strukturen

¹¹² *Atmen* ist beispielsweise *kein intentionales* Verhalten, da es automatisch abläuft. Vgl. dazu auch Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 88.

¹¹³ Zudem nennt Searle in Anschluss an Austin den *perlokutionären Akt*, also die Wirkung des illokutionären Akts auf die Gedanken und Handlungen des Rezipienten (vgl. Searle 1983: 42). Sie lässt sich allerdings nicht am Text selbst festmachen und wird daher hier nicht gesondert aufgeführt.

¹¹⁴ Die Begriffe *illokutionärer Sprechakt*, *illokutiver Akt* und *Illokution* werden in der Forschung weitestgehend synonym verwendet.

nutze, die die Textfunktion explizit ausdrückten. Dies sei beispielsweise durch performative Verben oder äquivalente Satzmuster möglich (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 99).¹¹⁵ Die Textfunktion könne zweitens mit Blick auf sprachliche Formen und Strukturen ermittelt werden, die sogenannte *thematische Einstellungen* explizit oder implizit ausdrückten, also Einstellungen des Emittenten zum Textinhalt und besonders zum Textthema (vgl. ebd.). Man denke dabei beispielsweise an Äußerungen zur Wahrheit des Textinhalts (*wissen, glauben*) oder an Wertungen (*gut oder schlecht finden*).¹¹⁶ Allerdings bestehe kein 1:1-Verhältnis zwischen Textfunktion und thematischen Einstellungen; zumeist könnten letztere nur im Zusammenhang mit bestimmten Kontextindikatoren zur Identifikation der Textfunktion beitragen (vgl. ebd.: 99f). Diese kontextuellen Indikatoren – wie der situative Rahmen und das vorausgesetzte Hintergrundwissen – seien als dritter Aspekt bei der Funktionsermittlung zu berücksichtigen (vgl. ebd.), komme ihnen doch „eine fundamentale Bedeutung für die kommunikativ-funktionale Interpretation von Texten zu“ (ebd.: 100). Insbesondere dann, wenn der Text keine expliziten sprachlichen Indikatoren oder nur solche aufweise, die auf verschiedene Textfunktionen hindeuteten, könne die kommunikative Funktion des Textes nur mittels kontextueller Faktoren bestimmt werden (vgl. ebd.).¹¹⁷ Der Handlungscharakter eines Textes sei also fest mit den – im vorangegangenen Kapitel thematisierten – kontextuellen Bedingungen verbunden (vgl. ebd.).¹¹⁸

Mit der Auffassung, dass kontextuelle Faktoren wesentlicher Bestandteil einer Funktionsanalyse sein müssen, heben sich Brinker/Cölfen/Pappert von den Vertretern der erwähnten *Illokutionsstrukturanalyse* ab – es seien stellvertretend Motsch/Pasch genannt (vgl. Motsch/Pasch 1987). Diese betrachten die Gesamtfunktion von Texten ausschließlich als Summe von Satz-Illokutionen, die in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stünden und daher eine sogenannte *Illokutionsstruktur* bildeten (vgl. ebd.: 13, 65f). Die dominierende illokutive Handlung bezeichnet dabei laut Motsch/Pasch das Gesamtziel des Textes und lasse sich – ebenso wie die subsidiären Illokutionen auch – ausgehend von grammatischen Erscheinungen ermitteln (vgl. ebd. 73). Vor allem die Satzmodi (*Deklarativsatz,*

¹¹⁵ Unter *explizit performativen Verben* versteht man sprechaktindizierende Verben in der ersten Person (vgl. Austin 1975: 255-259). Mittels dieser Verben wird – wie im folgenden Beispiel – eine sprachliche Handlung vollzogen: „Ich *verspreche* dir (hiermit), dass ich dir das Geld zurückgebe.“ Ein dazu äquivalentes Satzmuster, also ein Satz ohne performatives Verb, wäre: „Ich gebe dir ganz bestimmt das Geld zurück!“

¹¹⁶ Dabei liegt Brinker/Cölfen/Pappert zufolge die Auffassung zugrunde, dass sich bestimmte Einstellungen mit bestimmten Textfunktionen leichter bzw. schwerer verbinden ließen als mit anderen (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 99)

¹¹⁷ Dies bestätigen Heinemann/Heinemann 2002: 59.

¹¹⁸ Dementsprechend definieren Brinker/Cölfen/Pappert an anderer Stelle die *Textfunktion* als den „Zweck, den ein Text im Rahmen einer Kommunikationssituation erfüllt“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 87).

Imperativsatz, Interrogativsatz) stünden in einer unmittelbaren Beziehung zu den Sprechhandlungen, da sie den Typen illokutiver Handlungen entsprächen (vgl. Motsch/Pasch 1987: 45ff). Ein solches rein auf innertextliche Phänomene beschränktes Vorgehen zur Funktionsanalyse wird hier allerdings als unzureichend betrachtet, wird doch – wie auch Brinker/Cölfen/Pappert bestätigen (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 97) – die Gesamtfunktion eines Textes *nicht prinzipiell* durch eine illokutive Handlung angezeigt.¹¹⁹ So komme beispielsweise einem *Werbetext* in der Regel eine appellative Funktion zu, die sich jedoch selten direkt als Kaufaufforderung (*Kaufen Sie das Produkt X!*) im Text finde (vgl. ebd.).¹²⁰ Nur mithilfe der Methodik von Brinker/Cölfen/Pappert kann daher letztlich zuverlässig die Funktion eines Textes analysiert werden, weshalb sie im Rahmen der durchzuführenden Funktionsanalyse gewählt wird.

In Anlehnung an die *Illokutionstypen* der Searle'schen Sprechakttheorie¹²¹ unterscheiden Brinker/Cölfen/Pappert die folgenden fünf sogenannten *Grundfunktionen* (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 105f), die heutzutage „zweifelloso die verbreitetste[n]“ funktionalen Analysekriterien (Admazik 2004: 108) darstellen: *Informationsfunktion, Appellfunktion, Obligationsfunktion, Kontaktfunktion, Deklarationsfunktion*. Mithilfe von Texten, denen eine *Informationsfunktion* zukommt, gibt „[d]er Emittent dem Rezipienten [laut Brinker/Cölfen/Pappert, K. H.] zu verstehen, dass er ihm ein Wissen vermitteln, ihn über etwas *informieren* will“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 106, Hervorhebung im Original). Dies ließe sich in direkter Art und Weise durch explizit performative Verben wie beispielsweise *informieren, eröffnen* oder *melden* signalisieren (vgl. ebd.). Andererseits zeige sich die Informationsfunktion teilweise auch anhand thematischer Einstellungen, die sich auf den Sicherheitsgrad des Wissens bezögen, das der Emittent mitzuteilen beabsichtige (z. B.: *Es ist wahrscheinlich, dass ...* oder *Ich weiß, dass ...*) (vgl. ebd.). Die informative Textfunktion könne sowohl mit einer sachbetonten als auch meinungsbetonten sprachlichen Darstellung einhergehen (vgl. ebd.: 107f), wie in der Gegenüberstellung von beispielsweise einer Zeitungsnachricht mit einer Rezension deutlich wird.

Textsorten wie Werbeanzeigen oder Gesetze hingegen hätten typischerweise eine *Appellfunktion* (vgl. ebd.), bei der „[d]er Emittent dem Rezipienten zu verstehen [gibt], dass er ihn dazu bewegen will, eine bestimmte Einstellung einer Sache gegenüber einzunehmen

¹¹⁹ Zu weiteren Kritikpunkten an der *Illokutionsstrukturanalyse* vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 96f, Linke/Nussbaumer/Portmann 2004: 275, Ermer 1979: 74.

¹²⁰ Vgl. das Beispiel der *Volvo*-Werbung von Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 113.

¹²¹ Searle unterscheidet *Repräsentativa (Assertiva), Direktiva, Kommissiva, Expressiva* und *Deklarativa* (vgl. Searle 2004: 17-50).

[...] und/oder eine bestimmte Handlung zu vollziehen“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 109). Oft werde diese Textfunktion durch Imperativsätze, Infinitivkonstruktionen, Interrogativsätze oder spezielle Satzmuster wie beispielsweise *sollen/müssen + Infinitiv* angezeigt, seltener mittels performativer Verben (vgl. ebd.: 110ff). Sie könne sich mit thematischen Einstellungen verbinden, die die Interessen des Emittenten bezeichnen (*Ich hätte gern, dass ...*); teilweise werde die appellative Funktion auch anhand evaluativer Einstellungen sichtbar, also Bewertungen eines Sachverhalts, die der Rezipient übernehmen solle (*Ich gönne mir das Produkt X*) (vgl. ebd.: 112ff).

Texte mit *Obligationsfunktion* vermitteln dem Rezipienten Brinker/Cölfen/Pappert zufolge wiederum „dass [...] [der Emittent] sich ihm gegenüber dazu *verpflichtet*, eine bestimmte Handlung zu vollziehen“ (ebd.: 117, Hervorhebung im Original). Sie seien – wie beispielsweise Verträge oder Garantieerklärungen – zumeist stark institutionalisiert und signalisierten daher ihre Funktion in der Regel direkt mittels explizit performativer Verben (*garantieren, sich verpflichten, versprechen*) (vgl. ebd.). Oft gehe die Obligationsfunktion mit thematischen Einstellungen voluntativer bzw. intentionaler Art (*ich beabsichtige, werde, plane*) einher (vgl. ebd.: 118).

Mit Texten, denen eine *Kontaktfunktion* zukommt, signalisiere der Emittent dem Rezipienten dagegen, „dass es ihm um die *personale Beziehung* zum Rezipienten geht (insbesondere um die Herstellung und Erhaltung des persönlichen Kontakts)“ (ebd., Hervorhebung im Original). Es handelt sich also – so ergänzt Ernst U. Große – um eine auf die Interaktion der Kommunikationspartner selbst gerichtete Funktion, der Text betreffe hier ausschließlich oder überwiegend den „personalen Kontakt zwischen Ich und Du“ (Große 1976: 32). Die kontaktspezifische Funktion wird laut Brinker/Cölfen/Pappert in direkter Perspektive mittels explizit performativer Verben wie *danken, beglückwünschen* oder *Beileid aussprechen* angezeigt (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 118). Oft seien kontaktbezogene Texte an feste gesellschaftliche Anlässe gebunden, die den Ausdruck von emotionalen Einstellungen des Emittenten verlangten (vgl. ebd.: 119). Man denke dabei beispielsweise an Wendungen wie *hat große Betroffenheit ausgelöst* in Kondolenzschreiben als Reaktion auf den Tod eines Bekannten.

Die *Deklarationsfunktion* äußert sich schließlich darin, „dass der Text eine *neue Realität schafft*, dass die (erfolgreiche) Äußerung des Textes die Einführung eines bestimmten Faktums bedeutet“ (ebd.: 120, Hervorhebung im Original). Textsorten mit deklarativer Grundfunktion – wie zum Beispiel Testamente oder Bevollmächtigungen – seien an bestimmte gesellschaftliche Institutionen gebunden und wiesen zumeist feste, ritualisierte Formeln

sowie explizit performative Verben auf (*Ich bevollmächtige hiermit Frau Sabine Müller, mein Auto für mich zu verkaufen.*) (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 120).

3.4.4 Thema und Textstruktur

Eine Textsorte war in der vorliegenden Arbeit als Muster definiert worden, das sich als eine typische Verbindung von Eigenschaften auf einer *kontextuellen, kommunikativ-funktionalen* und *strukturellen* Ebene beschreiben lässt, wobei insbesondere auch Merkmale *sprachlicher* Gestaltung einzubeziehen sind. Nachdem die ersten beiden – aus pragmatischer Sicht besonders relevanten – Textbeschreibungsebenen im Zentrum der beiden vorherigen Kapitel gestanden haben, gilt es daher nun, die textstrukturierenden Einheiten darzustellen. In der Forschung besteht allerdings keineswegs Einigkeit darüber, welche linguistischen Größen die Textstruktur primär konstituieren. Im Wesentlichen konkurrieren auch hier die zwei oben bereits erwähnten Modelle: Die *Illokutionsstrukturanalyse* versucht, die textuelle Struktur als *Handlungsstruktur* in Form von hierarchisch angeordneten Sprechhandlungstypen zu beschreiben (vgl. Motsch/Pasch 1987: 13). Brinker/Cölfen/Pappert bestimmen im Rahmen ihres Textbeschreibungsmodells – wie in ihrer hier zugrunde gelegten Textsortendefinition bereits angedeutet – den Textaufbau hingegen als *thematische Struktur*, die von der *grammatischen Wiederaufnahmestruktur*¹²² im Text getragen werde (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 24, 125, 44).¹²³ Letzterer Ansatz erscheint dabei auch an dieser Stelle überzeugender. So ist das Textthema schließlich – dies bestätigen Linke/Nussbaumer/Portmann – ein entscheidender Faktor dafür, dass Sprachteilhaber eine Reihe von Sätzen als zusammenhängend, also als kohärent, empfinden (vgl. Linke/Nussbaumer/Portmann 2004: 267). Ob eine ausgeprägte Handlungsstruktur in gleichem Maße dazu beiträgt, ist fraglich und müsste näher untersucht werden. Letztlich steht deshalb das auch als *Text-Thema-Modell* bekannte und für praktische Analysen „besonders geeignete“ (Heinemann/Heinemann 2002: 81) Konzept von Brinker/Cölfen/Pappert im Zentrum der folgenden Ausführungen. Einführend dazu wird zunächst aus unterschiedlichen Perspektiven kurz der Terminus *Thema* beleuchtet. Anschließend kann auf die von Brinker/Cölfen/Pappert erarbeiteten Möglichkeiten zur analytischen Bestimmung des Textthemas sowie zur Differenzierung zwischen Haupt- und Nebenthema eingegangen werden. Nach diesen Ausführungen zum Thema selbst folgen abschließend Erläuterungen

¹²² Da Kenntnisse über die Grundformen der *grammatischen Wiederaufnahme* als linguistisches Grundwissen vorausgesetzt werden können, wird hier auf eine Ausführung verzichtet und im Folgenden lediglich die *thematische* Textstruktur behandelt (vgl. tiefergehend Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 29-44).

¹²³ Auch beispielsweise Daneš schreibt dem Thema textstrukturierenden Charakter zu (vgl. Daneš 1970: 74).

zu den verschiedenen Varianten der Entfaltung von Themen und ihrer Identifikation in konkreten Texten.

Innerhalb der Linguistik finden sich zahlreiche *Thema*-Begriffe¹²⁴, wobei vor allem der von František Daneš (1970) sowie der Teun A. van Dijk (1980) aufgrund ihrer Verbreitung hervorzuheben sind. Daneš lehnt sich an die *Funktionale Satzperspektive* an und definiert *Thema* als „das, worüber etwas mitgeteilt wird“ (Daneš 1970: 72f); er grenzt es vom sogenannten *Rhema* ab, also dem, „was darüber mitgeteilt wird“ (ebd.: 73). Während es sich bei einem *Thema* folglich um die bekannte Information handle, bezeichne das *Rhema* eine zuvor nicht erwähnte und auch nicht aus dem Kontext zu erschließende neue Information (vgl. ebd.: 74). Van Dijk bezieht sich in seinen Ausführungen hingegen auf die *Generative Transformationsgrammatik* und leitet aus den Propositionen¹²⁵ eines Textes sogenannte *Makropropositionen* ab, arbeitet also gewissermaßen Kern-Propositionen heraus (vgl. Dijk 1980: 50). Das Textthema ist nach van Dijk folglich „eine Makroproposition auf einem bestimmten Abstraktionsniveau“ (ebd.).

Beide genannten Ansätze sind in der Forschung laut Heinemann/Viehweger zwar als „solide methodische Basis für die Kennzeichnung von semantischen Textstrukturen“ (Heinemann/Viehweger 1991: 45) fest etabliert, haben sich aber – so lässt sich kritisch anmerken – weit vom vorlinguistischen Alltagsverständnis des Themas als *Gegenstand eines Textes* entfernt. Löst sich die Linguistik von den – im Sinne de Saussures verstandenen – Begriffen¹²⁶ der Sprachgemeinschaft allerdings allzu sehr, droht sie, zu ‚vertheoretisieren‘ und den Bezug zur gesprochenen Sprache zu verlieren.¹²⁷ Ein Themen-Verständnis wie das von Brinker/Cölfen/Pappert, das sich an den alltagssprachlichen Gebrauch des Lexems anlehnt, erscheint daher sinnvoller. Sie definieren die Analysekategorie *Textthema* als den „Kern des Textinhalts, wobei der Terminus ‚Textinhalt‘ den auf einen oder mehrere Gegenstände (d. h. Personen, Sachverhalte, Ereignisse, Handlungen, Vorstellungen usw.) bezogenen Gedankengang eines Textes bezeichnet“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 53, Hervorhebung

¹²⁴ Löttscher fasst sie zu drei Klassen zusammen und unterscheidet die folgenden *Thema*-Bestimmungen: *Thema* als *zentrales Referenzobjekt/fokussierter Gegenstand*, als *Informationskern*, als *Problemstellung/das Strittige* (vgl. Löttscher 1987: 87-98).

¹²⁵ *Proposition* meint im Anschluss an Searle (1983) den von einem Satz oder mehreren Sätzen ausgedrückten Inhalt.

¹²⁶ In linguistischer Perspektive bezeichnet *Begriff* die von de Saussure beschriebene *Inhaltsseite* des sprachlichen Zeichens, die der *Ausdrucksseite* gegenübersteht (vgl. Saussure 2001: 76ff).

¹²⁷ Dies bedeutet nicht, dass die Linguistik sich nicht mit *Fachbegriffen* von *alltagssprachlichen Begriffen* abgrenzen darf. Dies ist sogar zwingend notwendig, da die Alltagssprache oft unpräzise und mehrdeutig ist.

im Original).¹²⁸ Es sei entweder in einem bestimmten Textteil realisiert – beispielsweise in der Überschrift oder einem bestimmten Satz – oder müsse durch das Verfahren der *verkürzenden Paraphrase*¹²⁹ aus dem Textinhalt abstrahiert werden (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 53). Dabei werde der Textinhalt immer weiter bis hin zur „größtmögliche[n] Kurzfassung“ (ebd.) zusammengefasst, die dann das Textthema bezeichne (vgl. ebd.).¹³⁰ Es stellt sich die Frage, inwieweit dies regelgeleitet erfolgen kann.

So leicht das Thema eines Textes intuitiv erfasst werden kann, umso schwerer gestaltet sich der linguistische Zugriff darauf. Dementsprechend beklagen Linke/Nussbaumer/Portmann, dass es „bis heute nicht gelungen ist, klar operationalisierte Verfahren zur eindeutigen Bestimmung bzw. ‚Destillation‘ von Textthemen zu entwickeln“ (Linke/Nussbaumer/Portmann 2004: 267). Folgt man den Ausführungen von Brinker/Cölfen/Pappert, wird dies auch in Zukunft nicht glücken (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 53). Sie gehen davon aus, „dass die textanalytische Identifikation des Themas primär auf interpretativen Verfahren beruht; es kann hier keine ‚mechanische‘ Prozedur geben, die nach endlich vielen Schritten automatisch zur ‚richtigen‘ Themenformulierung führt“ (ebd.). Vielmehr sei die Bestimmung des Themas abhängig vom Gesamttextverständnis des jeweiligen Lesers, das wiederum entscheidend durch die von ihm vermutete kommunikative Absicht des Emittenten beeinflusst werde (vgl. ebd.: 53f). Ähnlich formuliert Adamzik, die schreibt, dass es nicht hauptsächlich darum ginge, das Thema abzuleiten, „sondern es eher darauf ankommt, den Text zu interpretieren“ (Adamzik 2004: 130).¹³¹

Auch wenn sich aus dem genannten Grund keine detaillierten Operationen angeben lassen, deren Anwendung in eine adäquate Themenbestimmung mündet, kann Brinker/Cölfen/Pappert zufolge gleichwohl ein Prinzip zur Orientierung formuliert werden (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 54).¹³² Es baut auf der Annahme auf, dass ein enger Bezug zwischen Textthema und Referenzebene des Textes besteht. Dieser Gedanke erscheint plausibel, kann man doch die Frage *Was ist das Textthema?* in den meisten Fällen

¹²⁸ Ähnlich definiert Agricola: Er versteht das Thema eines Textes als „Grund- oder Hauptgedanken“ (Agricola 1983: 221), der die „wesentlichen inhalts- und strukturbestimmenden Informationen des Gesamttextes in konzentrierter, abstrakter Form enthält“ (ebd.).

¹²⁹ Mit dem Begriff scheinen sich Brinker/Cölfen/Pappert an Dressler anzulehnen, der von *paraphrasierender Reduktion* spricht (vgl. Dressler 1972: 19).

¹³⁰ Vgl. zu diesem Vorgehen Artmann 1996: 139.

¹³¹ Dass die Bestimmung des Themas vor allem ein interpretativer Akt ist, zeigt sich beispielsweise anhand von Rezensionen. Nicht selten benennen die Kritiker unterschiedliche Textthemen trotz desselben Betrachtungsobjekts.

¹³² Alternativ zu diesem könnte man sicherlich auch beispielsweise van Dijks *Makroregeln* heranziehen (vgl. Dijk 1980: 45); wie Güllich/Raible gezeigt haben, geht ihre Anwendung allerdings mit zahlreichen Unklarheiten einher (vgl. Güllich/Raible 1977: 274f).

mit der Frage *Wovon handelt der Text?* paraphrasieren. Auf diejenigen Sachverhalte oder Personen, von denen ein Text handelt, muss wiederholt referiert werden.¹³³ Demzufolge besagt das *Wiederaufnahmeprinzip* von Brinker/Cölfen/Pappert, „dass wir bei der textanalytischen Bestimmung des Themas von den zentralen Textgegenständen ausgehen können, wie sie unter grammatischer Blickrichtung in den verschiedenen Formen der Wiederaufnahme¹³⁴ zum Ausdruck kommen“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 54). Durch die Analyse der grammatischen Wiederaufnahmestrukturen ließe sich herausarbeiten, auf welche Objekte – seien es Personen, Gegenstände oder Sachverhalte – am häufigsten Bezug genommen wird, welche also am häufigsten thematisiert würden (vgl. ebd.). „Rekurrenz und Substitution sind [...] [somit letztlich, K. H.] ausdrucksseitige Korrelate der Themenkonstitution“ (Linke/Nussbaumer/Portmann 2004: 268), fassen Linke/Nussbaumer/Portmann zusammen. Allerdings spiegeln die auf diese Weise herausgearbeiteten Lexeme laut Brinker/Cölfen/Pappert nur bis zu einem gewissen Grad die thematische Gestaltung des Textes wider (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 55). So müsse man bei einer Themenanalyse auch berücksichtigen, *was* über die dominierenden Referenzträger ausgesagt werde, also von einem Gesamtverständnis¹³⁵ des Textes ausgehen (vgl. ebd.). Für die Themenformulierung im Rahmen einer Einzeltextanalyse bedeute dies, dass das Thema nicht nur in allgemeiner Form mit einem einzelnen Lexem (z. B. *Autounfall*) zu benennen sei, sondern textspezifisch als Nominalphrase oder Aussagesatz (z. B. *der Autounfall auf der Aachener Straße am 11.11.2005*) (vgl. ebd.: 56).

Der Konkretheit der Themenformulierung auf der Ebene des Einzeltextes steht die Abstraktion auf Textsortenebene entgegen. So muss doch das für die *Textsorte* typische Thema selbstverständlich *einzeltextunabhängig* formuliert werden. Damit es sich wiederum im Rahmen potenzieller weiterer Analysen mit den Themen anderer Textsorten in Bezug setzen lässt, ist es Brinker/Cölfen/Pappert zufolge zudem in einer zum Vergleich geeigneten Form anzugeben (vgl. ebd.: 145). Ausgehend von der grundsätzlichen thematischen Offenheit von Briefen kann eine Textsortenabgrenzung schließlich nicht auf der Basis von Katalogen erfolgen, die sämtliche für die jeweilige Textsorte mögliche Themen auflisten. Dies käme dem Versuch gleich, „die gesamte ‚Kommunikationswelt‘ einer Gesellschaft in einem Themenlexikon aufzulisten“ (Ermert 1979: 80). Brinker/Cölfen/Pappert schlagen da-

¹³³ Dies bestätigen Linke/Nussbaumer/Portmann 2004: 268.

¹³⁴ Brinker/Cölfen/Pappert unterscheiden dabei zwischen *expliziter Wiederaufnahme* (Referenzidentität bestimmter Ausdrücke in aufeinander folgenden Sätzen) und *impliziter Wiederaufnahme* (semantische Kontiguität, also begriffliche Nähe zwischen Ausdrücken, die sich auf verschiedene Referenzträger beziehen) (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 29-38).

¹³⁵ Dieses ist laut Adamzik vom *Weltwissen* des jeweiligen Rezipienten abhängig (vgl. Adamzik 2004: 131f).

her – ebenso wie Ermert – vor, erstens die *zeitliche Fixierung* des Themas relativ zum Sprechzeitpunkt und zweitens die *Relation* zwischen Emittent bzw. Rezipient und dem Thema zu bestimmen (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 145, Ermert 1979: 80). Im Rahmen der *temporalen Orientierung* müsse dargelegt werden, ob sich das Thema *vorzeitig*, *gleichzeitig* oder *nachzeitig*¹³⁶ zur Äußerungsgegenwart verhalte; bei der Bestimmung der *lokalen Orientierung* solle man herausarbeiten, ob der *Emittent* oder der *Rezipient* thematisiert wird, oder das Thema *außerhalb der Kommunikationspartner* zu verorten sei (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 145).¹³⁷

Selten weist ein Text nur ein Thema auf, meist finden sich mehrere thematische Komplexe, denen unterschiedliche Relevanz zukommt. Um zwischen *Hauptthema* und *Nebenthemen* bzw. *Textthema* und *Teilthemen* differenzieren zu können, stellen Brinker/Cölfen/Pappert daher zwei weitere Prinzipien auf (vgl. ebd.: 54). Das *Ableitbarkeitsprinzip* besage, „dass wir als Hauptthema des Textes das Thema betrachten, aus dem sich die anderen Themen des Textes am überzeugendsten (für unser Textverständnis) ableiten lassen“ (ebd.). Wenn beispielsweise zwei Themen identifiziert werden könnten, sich die Propositionen des Textes aber nur unter eines der Themen vollständig subsumieren ließen, stelle dieses das Hauptthema dar (vgl. ebd.: 55). Das *Kompatibilitätsprinzip* beruhe wiederum auf der Annahme, dass sich Thema und Textfunktion gegenseitig bedingten (vgl. ebd.: 54).¹³⁸ Das Hauptthema sei dann dasjenige Thema, das am besten mit der ermittelten Textfunktion vereint werden könne (vgl. ebd.).

Neben dem Thema bzw. den Themen selbst ist laut Brinker/Cölfen/Pappert im Rahmen einer umfassenden thematischen Textbetrachtung zudem die sogenannte *Themenentfaltung*, also „die gedankliche Ausführung des Themas“ (ebd.: 57), zu beschreiben (vgl. ebd.: 57, 145).¹³⁹ Es müsse herausgearbeitet werden, durch welche Muster die Hierarchie zwischen Haupt- und Nebenthemen bestimmt wird, das heißt, in welcher Relation „[die] in den einzelnen Textteilen [...] ausgedrückten Teilinhalte bzw. Teilthemen zum thematischen Kern des Textes (dem Textthema)“ (ebd.: 57) stehen (vgl. auch Brinker 2002: 44). Dabei ließen sich Brinker/Cölfen/Pappert zufolge im Wesentlichen vier *Grundformen thematischer Entfaltung* – an anderer Stelle wird auch von *Vertextungsmustern* (vgl. Gan-

¹³⁶ Ermert nennt darüber hinaus die Kategorie *zeitlos* (vgl. Ermert 1979: 81), Dimter ergänzt Mischformen (vgl. Dimter 1981: 97f).

¹³⁷ Vgl. dazu Belke 1973: 142.

¹³⁸ Vgl. dazu das Verhältnis von *propositionalem* und *illokutivem Akt* in der Sprechakttheorie.

¹³⁹ Vgl. dazu auch Žolkovskijs und Ščeglovs These, dass ein Text nach der folgenden Formel bestimmt werden kann: Text = Text-Thema + Text-Thema-Entfaltung (vgl. Žolkovskij/Ščeglov 1975: 45, zitiert nach Heinemann/Viehweger 1991).

sel/Jürgens 2007: 152) oder *Verfahrensschritten* (vgl. Heinemann/Viehweger 1991: 158) gesprochen – unterscheiden. So benennen sie ein *deskriptives* (beschreibendes), ein *narratives* (erzählendes), ein *explikatives* (erklärendes) und ein *argumentatives* (begründendes) Muster.¹⁴⁰ Zumeist würden die vier Muster nicht in Reinform auftreten, sondern miteinander kombiniert werden (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 60).¹⁴¹ In Abhängigkeit davon, welches dominiere, spreche man dann von einer *primär* deskriptiven, narrativen, explikativen oder argumentativen Textstruktur (vgl. ebd.).

Bei der idealtypischen Umsetzung der *deskriptiven* Themenentfaltung wird Brinker/Cölfen/Pappert zufolge „ein Thema in seine Komponenten (Teilthemen) dargestellt und in Raum und Zeit eingeordnet“ (ebd.), das heißt *spezifiziert* und *situiert*. Das deskriptive Muster trete in den beiden Ausprägungen *Berichten* und *Beschreiben* auf, die durch die jeweilige Art des Textthemas bedingt würden (vgl. ebd.: 60-63): Während bei ersterer Variante das Thema einen einmaligen Vorgang (ein historisches Ereignis) bezeichne, handle es sich bei letzterer um einen regelhaften (generalisierbaren, wiederholbaren) Vorgang oder ein Lebewesen bzw. einen Gegenstand (vgl. ebd.). Klassischerweise finde sich die deskriptive Entfaltung in informativen Texten wie Nachrichten, Lexikonartikeln oder wissenschaftlichen Aufsätzen, teilweise könne sie aber auch in instruktiven (z. B. Bedienungsanleitungen), normativen (z. B. Testamenten) oder appellativen Schriftstücken (z. B. politischen Kommentaren) nachgewiesen werden (vgl. ebd.: 64).

Das *narrative* Vertextungsmuster wiederum sei vor allem für Alltagserzählungen typisch (vgl. ebd.). Ihr Thema stelle in der Regel ein abgeschlossenes, singuläres Ereignis dar, das auf bestimmte Art und Weise interessant oder ungewöhnlich wirke und an dem der Erzähler in irgendeiner Form beteiligt sei (vgl. ebd.) Zur Erläuterung der narrativen Entfaltung greifen Brinker/Cölfen/Pappert auf eine Definition von William Labov und Joshua Waletzky zurück, die *Erzählen* verstehen als „eine verbale Technik der Erfahrungsrekapitulation [...], im besonderen [sic!, K. H.] als die Technik der Konstruktion narrativer Einheiten, die der temporalen Abfolge der entsprechenden Erfahrung entsprechen“ (Labov/Waletzky 1967: 79, zitiert nach Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 65). Brinker/Cölfen/Pappert leiten aus ihr drei konstitutive Elemente einer narrativen Struktur ab: Im Rahmen der *Situierung* mache der Erzähler Angaben zu Ort, Zeit und den handelnden Personen (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 65). Im Mittelpunkt des Textes stehe die *prozessual-aktionale Repräsentation* des Ereignisses, die sich aus der Darstellung mehrerer

¹⁴⁰ Sandig ergänzt die *dialogische* sowie die *unernste Themenentfaltung* (vgl. Sandig 2006: 357ff).

¹⁴¹ Dies betonen auch Fandrych/Thurmair (vgl. Fandrych/Thurmair 2011: 21).

Ereignisphasen zusammensetze (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 66). Eine Phase bestehe dabei im Kern aus einer Ereignis- bzw. Handlungssequenz, die eine Komplikation und eine Auflösung/Lösung umfasse; darüber hinaus könnten auch situierende Komponenten oder Bewertungen der Ereignisse auftreten (vgl. ebd.). Letztlich werde ein *Resümee* formuliert, also eine vom Erzählzeitpunkt aus betrachtete zusammenfassende Beurteilung des Erzählten (vgl. ebd.).

In der Darstellung der *explikativen* Themenentfaltung lehnen sich Brinker/Cölfen/Pappert an das Modell zur wissenschaftlichen Erklärung von Carl G. Hempel und Paul Oppenheim (1948) an (vgl. ebd.: 69). Folglich bestimmen sie, dass ein Erklärungstext immer dann vorliegt, „wenn die Einteilung in *Explanandum* (das, was erklärt werden soll) und *Explanans* (das, was erklärend ist, d. h. die Erklärung) erkennbar (bzw. rekonstruierbar) ist“ (ebd.: 70, Hervorhebung K. H.). Das *Explanans* bestehe dabei einerseits aus sogenannten Anfangs- oder Randbedingungen (z. B.: *Heute Nacht war es kälter als null Grad.*) und andererseits aus allgemeinen Gesetzmäßigkeiten (z. B.: *Wenn Wasser kälter als null Grad ist, gefriert es.*); das *Explanandum* repräsentiere das Thema (z. B.: *Der Wassertank im Garten hat einen Riss*) (vgl. ebd.: 69). Oft finde sich das explikative Verfahren in Textsorten, die – wie beispielsweise Lehrbücher – auf Wissenserweiterung abzielten (vgl. ebd. 73). Sprachlich zeichne es sich durch Konjunktionen, Präpositionen und Adverbien aus, die Kausalbeziehungen signalisierten (z. B. *denn, weil; wegen, infolge; folglich*) (vgl. ebd.: 72).

Die *argumentative* Themenentfaltung lässt sich Brinker/Cölfen/Pappert zufolge wiederum im Anschluss an das praktisch ausgerichtete Argumentationsmodell von Stephan Toulmin (1996) erläutern (vgl. ebd.: 79). Hier wird die Struktur einer Argumentation anhand von sechs Komponenten beschrieben¹⁴², wobei Brinker/Cölfen/Pappert für ihr Anliegen vor allem vier als zentral erachten (vgl. ebd.). So kommen sie zu dem Schluss, dass für die argumentative Themenentfaltung „der Zusammenhang von *These, Argumenten, Schlussregel* und *Stützung* (der Regel), wie ihn Toulmin in seinem Argumentationsschema dargestellt hat“ (vgl. ebd., Hervorhebung K. H.), wesentlich ist.¹⁴³ Diese Form der Vertextung sei insbesondere für appellative Texte typisch, die den Rezipienten von einer bestimmten Sichtweise überzeugen wollen. Sie könne aber auch in normativen¹⁴⁴ Schriftstücken wie

¹⁴² Da Toulmins Modell (1996) als bekannt vorausgesetzt werden kann, wird hier auf eine Erläuterung der einzelnen Bestandteile verzichtet. Vgl. tiefergehend Toulmin 1996: 86-102.

¹⁴³ Für bestimmte Zusammenhänge ergänzen sie ferner die Kategorien *Einbettung* und *Wertebasis* (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 79), die aber im Rahmen der vorliegenden Arbeit zu vernachlässigen sind.

¹⁴⁴ Vgl. zum Begriff *normativ* ebd.: 64, Anmerkung 75.

Gerichtsentscheidungen oder informativen Texten wie Rezensionen auftreten (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 80).

Brinker/Cölfen/Pappert gehen davon aus, dass es für jede der vier Grundformen konventionalisierte *Realisationsformen* gibt (vgl. ebd.: 146); für die argumentative Themenentfaltung nehmen sie beispielsweise eine „emotiv-bewertende“ (ebd.) und eine „rational-begründende“ (ebd.) Form der Musterrealisierung an. Diese Formen insgesamt seien jedoch bisher weitestgehend unerforscht, sodass sie vorschlagen, sie – sowie im Übrigen auch die ebenfalls bisher kaum linguistisch betrachtete Art der *Themenbehandlung* (z. B.: *ernsthaft, spaßig*) – auf der Basis der in Kapitel 3.4.3 bereits erwähnten thematischen Einstellungen zu kennzeichnen (vgl. ebd.: 146, 157).

Auf welche der genannten Weisen das Thema in einem konkreten Text letztlich primär entfaltet wird, lässt sich Brinker/Cölfen/Pappert zufolge in zwei Schritten analysieren (vgl. ebd.: 58). Erstens müsse der *inhaltliche Beitrag* bestimmt werden, den die einzelnen propositionalen Komplexe zum Textthema – beispielsweise einem Wohnungsbrand – leisten (z. B. *Ursachen, Folgen, Bekämpfung* eines Wohnungsbrands) (vgl. ebd.). Daraufhin könnten zweitens die *logisch-semantischen Relationen* der im ersten Schritt identifizierten Teilthemen zum Textthema herausgearbeitet und kategorial benannt werden (hier: *Spezifizierung* des Wohnungsbrands) (vgl. ebd.). Da jeder Entfaltungstyp – wie dargestellt – durch spezifische Relationen der Themenkomplexe zueinander gekennzeichnet ist (z. B. deskriptive Themenentfaltung: *Situierung, Spezifizierung*), ließe sich auf dieser Basis abschließend das jeweilige thematische Entfaltungsmuster bestimmen (hier: *deskriptive* thematische Entfaltung) (vgl. ebd.).

3.4.5 Die sprachlich-stilistische Textgestaltung

Kein Text gleicht einem anderen. Selbst bei der mehrmaligen Bewältigung derselben kommunikativen Aufgabe durch dieselbe Person (unter ähnlichen situativen Bedingungen) entstehen beinahe nie dieselben Textformulierungen, wie Heinemann/Viehweger bestätigen (vgl. Heinemann/Viehweger 1991: 164). Allerdings ist der Textproduzent keineswegs frei in der sprachlichen Gestaltung seines Textes. Wäre dies der Fall, würde es genügen, wenn er bei der Produktion seines Textes lediglich grammatisch-semantische und keine anderweitigen Regeln befolgte. Dass dem nicht so ist, dürfte beispielsweise Studierenden bekannt sein, die wissenschaftliche Hausarbeiten ausarbeiten müssen. Im universitären Kontext wird eine elaborierte, sachliche Sprachgestaltung angestrebt, die sich zum Beispiel von der unterhaltenden Ausformung einer Kurzgeschichte unterscheidet. Es lässt sich daher

schlussfolgern, dass es trotz aller Freiheiten in der sprachlichen Gestaltung eines Textes so etwas wie „Formulierungsmuster“¹⁴⁵ (Heinemann/Viehwegger 1991: 166) geben muss – das heißt *konventionelle* Lösungen für die sprachliche (lexikalische und syntaktische) Gestaltung eines Textsortenexemplars.¹⁴⁶ Bei der Textproduktion wird also – so die hier und auch von Heinemann/Viehwegger vertretene These – prototypisches Wissen über Formulierungsaspekte als Teil des Textsortenwissens aktiviert (vgl. ebd.: 165).¹⁴⁷ Davon geht auch Dern aus, die schreibt, dass das „sprachliche Handeln in wiederkehrenden Situationen durch den Gebrauch vergleichbarer sprachlicher Strukturen [gekennzeichnet ist], die [...] als Teil der Sprachkompetenz musterhaft verfügbar sind“ (Dern 2009: 53). In der Summe ergeben die Formulierungsmuster – wie Günter Frohne und Wolf-Dieter Krause den Gedanken fortführen – einen sogenannten „*Textsortenstil*“¹⁴⁸ (Frohne/Krause 1987: 863, Hervorhebung K. H.), den sie entsprechend definieren als die

„von äußeren und inneren kommunikativen Bedingungen determinierte Gesamtheit von Formulierungsmerkmalen [...] innerhalb eines Textsortenmodells bzw. Textsorten-Prototyps, die im Sprachbewusstsein der Kommunikationsteilnehmer gespeichert und für die stilistische Gestaltung von Texten (von Textexemplaren einer Textsorte) ‚abrufbar‘ ist“ (ebd.).¹⁴⁹

Dieser – aufgrund der ihm zugrunde liegenden *normierenden* Muster genauer als *Konventionalstil*¹⁵⁰ zu bezeichnende – Textmodus gibt den Rahmen für eine allgemein akzeptierte Textformulierung vor, mittels derer in einer bestimmten Situation erfolgreich gehandelt werden kann. Die „Stilmuster[...]“ (Michel 1987: 5, HV) ermöglichen dem Sprachverwender laut Ulrich Püschel, Texte mit konventionellen sprachlichen Eigenschaften sowohl auf der Ebene der Lexik als auch der Syntax hervorzubringen (vgl. Püschel 1982: 28). Zugleich entbinden sie den Emittenten Dern zufolge von der Mühe, immer wieder aufs Neue sprachliche Formulierungen und Strukturen zusammenstellen und auf ihre Angemessenheit hin überprüfen zu müssen (vgl. Dern 2009: 53). Die Konventionen dienen dabei auch dem Rezipienten, der sich an ihnen orientiert. Er erwartet die Umsetzung eines bestimmten

¹⁴⁵ Sandig definiert *Formulieren* als „das Umsetzen von Intentionen und deren Inhalten beim Textherstellen im Rahmen einer situativ gebundenen Gesamtintention in Ausdrücke, in Äußerungen und in Äußerungssequenzen“ (vgl. Sandig 1997: 25).

¹⁴⁶ Vgl. dazu Carter/Nash (1990), die schreiben: „It is not (that) the writer does not have the choice of making his or her own meanings, but the constitutive conventions fundamentally restrict the set of elements available for combinations in specific texts“ (Carter/Nash 1990: 10).

¹⁴⁷ Vgl. dazu auch Püschel 1982: 28.

¹⁴⁸ Auch Dern spricht von „*Textsortenstil*“ (Dern 2009: 53, Hervorhebung K. H.), Sandig dagegen von „*Stilgestalt*“ (Sandig 2006: 499, Hervorhebung K. H.).

¹⁴⁹ Vgl. tiefergehend zum *Stilbegriff* Grimm 1991 sowie Sandig 2006.

¹⁵⁰ Diese Bezeichnung ist in Anlehnung an von der Lage-Müller gewählt worden, die von „[k]onventionale[m] Stil“ (Lage-Müller 1995: 65) spricht. Die substantivierte Form erscheint hier sinnvoller, da sie im Folgenden dem von Dern verwendeten Begriff „*Individualstil*“ (Dern 2009: 53; Hervorhebung K. H.) gegenüber gestellt wird und so terminologisch prägnanter ist.

Musters und unterziehe Abweichungen folglich einer Interpretation (vgl. Dern 2009: 53). Dieses wissend, könne der Produzent wiederum bewusst gegen Konventionen verstoßen, um so Aufmerksamkeit zu erwecken und bestimmte kommunikative Intentionen zu realisieren (vgl. ebd.). Textueller *Stil* ist allerdings nicht nur wie bisher als Mittel zu beschreiben, mit dem sich ein Text der Norm entsprechend – also mustergemäß – oder davon willentlich abweichend realisieren lässt; er kann darüber hinaus – wie im Folgenden vor dem Hintergrund der forensisch-kriminalistischen Einbettung dieser Arbeit ergänzend ausgeführt wird – auch als Produkt individuellen Ausdrucks gesehen werden. „Auch wenn wir Konventionen folgen, so können wir sie erfahrungsgemäß individuell anpassen“ (ebd.), kommentiert Dern.

Wie in Kapitel 3.2 bereits erwähnt worden ist, eröffnen Textsorten unterschiedlich große Spielräume für sprachliche Varianz. So existieren sowohl solche, die dem Textproduzenten nur relativ geringe individuelle Gestaltungsfreiheiten lassen, als auch solche mit ausgedehnter Toleranzbreite.¹⁵¹ Vor allem bei den wenig standardisierten Textsorten ist der Textproduzent gezwungen, eine eigene sprachliche Gestaltung zu wählen und laut Dern folglich einen sogenannten „*Individualstil*“ (ebd.) zu entwickeln (vgl. ebd.: 53f). Dieses „wesentliche[...] Mittel sprachlicher Selbstdarstellung“ (Sandig 1995: 31) bilde sich vor allem auf zwei Ebenen heraus (vgl. Dern 2009: 53f): Erstens generieren Sprachverwender nach Dern ihren individuellen Stil anhand persönlicher Vorlieben (vgl. ebd.: 54). Der Textproduzent müsse angesichts der Vielzahl an Wahlmöglichkeiten, die ihm das Sprachsystem biete, gewisse Routinen entwickeln, um sprachlich ökonomisch handeln zu können (vgl. ebd.). So nutzt der eine beispielsweise Gedankenstriche, während ein anderer darauf weitestgehend verzichtet. Darüber hinaus ist die Sprache einzelner Sprecher Dern zufolge zweitens immer auch durch biographische Faktoren wie deren regionale Herkunft, ihre Bildung, ihr Alter sowie die Zugehörigkeit zu bestimmten Schichten oder Gruppen gekennzeichnet (vgl. ebd.). Zum Beispiel – so lässt sich veranschaulichend ergänzen – würde die Verwendung des Lexems *Leistungskontrolle* in Verbindung mit dem Substantiv *Lernbereitschaft* in einem Erpresserbrief auf einen Verfasser aus dem Bildungswesen schließen lassen. Dabei sind laut Dern sowohl die bevorzugte Auswahl aus dem Sprachsystem als auch die indirekte Auskunft über das Alter, die Herkunft, die Bildung etc. in der Regel *nicht* das Resultat einer *bewussten* Entscheidung des Emittenten (vgl. ebd.). Anders als andere individuelle Ausprägungen wie beispielsweise ein lustiger oder geistreicher textuel-

¹⁵¹ Vgl. dazu Sandig 2006: 499.

ler Grundtenor könnten sie vom Emittenten in der Regel nicht kontrolliert werden (vgl. Dern 2009: 54). Das macht sie für die forensischen Textanalytiker interessant.

Die Kriminalisten beschränken sich im Rahmen ihrer Textanalysen ausschließlich auf die Beschreibung der sprachlich-stilistischen Ebene und nutzen dabei die unbewusst in die jeweiligen Untersuchungstexte integrierten stilistischen Muster als Indiz für eine Kategorisierung des Autors.¹⁵² Dabei arbeiten sie zum einen die erwähnten individuellen Sprachroutinen – dazu gehören auch sich wiederholende orthographische Eigenwilligkeiten – und indirekten biographischen Hinweise heraus.¹⁵³ Liegen ihnen Schriftstücke vor, die Textsorten mit einem gewissen Grad an Standardisiertheit angehören, ermitteln sie zum anderen ferner unbeabsichtigte Abweichungen vom Konventionalstil in Form von Stilunsicherheiten oder Formulierungsfehlern¹⁵⁴. Um dabei sprachliche Formen als fehlerhaft oder vom Muster abweichend bewerten zu können, muss allerdings – wie in der Einleitung dieser Arbeit bereits erwähnt worden ist – eine Vergleichsgrundlage vorliegen.¹⁵⁵ Erst auf der Basis des konventionellen Musters lassen sich unkonventionelle stilistische Realisierungen beschreiben, denn „[a]bweichendes Handeln wirkt [...] nur im Vergleich zum Konventionellen“ (Sandig 1984: 153).¹⁵⁶

Prinzipiell können bei Analysen wie dieser mit dem (Teil-)Ziel, textsortenspezifische lexikalische und syntaktische Formen – also den *Konventionalstil* – zu ermitteln, alle in sprachbeschreibenden Werken (z. B. Grammatiken) aufgeführten Erscheinungen Berücksichtigung finden. Eine Auflistung einzelner Untersuchungskriterien kann daher an dieser Stelle nicht präsentiert werden. Gleichwohl lassen sich einige Analyse-Leitlinien anführen, die eine methodisch fundierte Textsortenbeschreibung gewährleisten sollen. Adamzik ist eine der wenigen Textlinguisten, die in dem Zusammenhang praxisorientierte Hinweise gibt. So schreibt sie, dass die zu berücksichtigenden sprachlichen Aspekte bei der Untersuchung von einzelnen Texten und Textkorpora „vom Einzelfall abhängig“ (Adamzik 2004: 145) sind und „sich wenigstens teilweise aus dem intuitiven Eindruck und einem globalen Textverständnis“ (ebd.) ergeben. Sie rät, vom Standpunkt des naiven Lesers, also von einem intuitiven Verständnis, auszugehen und sich zunächst einen Überblick über auffällige sprachliche Erscheinungen zu verschaffen (vgl. ebd.). Danach solle man in der Analyse klären, welche sprachlichen Mittel zu diesem ersten Eindruck führten (vgl. ebd.). Als grobe

¹⁵² Dies ist mir aufgrund eines Praktikums beim Bundeskriminalamt im März 2015 bekannt.

¹⁵³ Vgl. dazu Dern 2009: 51.

¹⁵⁴ Diese sind insbesondere bei mehrmaligem Auftreten potenziell aussagekräftig (vgl. dazu Fobbe 2011: 77).

¹⁵⁵ Vgl. dazu ebd.

¹⁵⁶ Auch Dern bestätigt, dass sich Stiltypen nur vor der Folie der Norm als Ergebnis individueller Präferenz werten lassen (vgl. Dern 2009: 53).

Orientierung können dabei sicherlich die Ebenen dienen, die Heinemann/Viehwegger im Zusammenhang mit Formulierungsmustern unterscheiden (vgl. Heinemann/Viehwegger 1991: 166f). So betonen sie, dass insbesondere auf typische *Einzellexeme* zu achten sei. Darüber hinaus gelte es, *Kollokationen* sowie *charakteristische syntaktische Konstruktionen* herauszuarbeiten (vgl. ebd.). Auch *rhetorische Mittel* könnten – so lässt sich dem hinzufügen – untersucht werden. Dabei dürfen die einzelnen sprachlichen Auffälligkeiten – wie bereits in einem der vorausgehenden Kapitel betont worden ist¹⁵⁷ und hier abschließend nochmals hervorgehoben werden soll – allerdings nicht unabhängig von den bisher erläuterten Beschreibungsdimensionen betrachtet werden. Für sich genommen erweist sich die Formulierungsebene als nicht textsortenkonstitutiv, wie Heinemann/Viehwegger bestätigen (vgl. ebd.: 168); erst vor dem Hintergrund kommunikativ-pragmatischer und thematischer Aspekte kommt ihnen Bedeutung zu.

3.5 Charakteristika der Kommunikationsform *Brief*

Solange es schriftliche Nachrichten gegeben hat, sind Briefe in irgendeiner Form vorhanden gewesen (vgl. Nyholm 1995: 202).¹⁵⁸ Der Brief ist die einzige schriftliche Kommunikationsform, die vermutlich alle Schriftsprachverwender auch außerhalb von Lernsituationen nutzen; er „gehört in seinen verschiedenen Formen und Ausprägungen zum Bestand des kommunikativ routinisierten Alltagswissens“ (Ermert 1979: 10), bestätigt Ermert. Gleichwohl verliert er vor allem im privaten Bereich an Relevanz. So beklagt Helmut Hartwig bereits in den 1970er Jahren, „dass der Brief als privates Kommunikationsmittel sehr an Bedeutung verloren hat“ (Hartwig 1976: 114), Volker Langheine spricht 1983 von einer „Stagnation im Briefeschreiben“ (Langheine 1983: 190) und Kurt Nyholm konstatiert im Jahr 1995 die „immer geringer“ (Nyholm 1995: 206) werdende Anzahl von Privatbriefen. Dieser Trend setzt sich bis heute fort, denn überwiegend werden Briefe nunmehr – wenn überhaupt – im Rahmen geschäftlicher Korrespondenz genutzt. Private Briefe haben sich vom Status eines alltäglichen Kommunikationsmittels weit entfernt und werden allenfalls noch zu besonderen Anlässen als Hochzeitseinladungen, Weihnachtsgrüße oder Geburtstagsglückwünsche verschickt. Die Entwicklung digitaler Kanäle stellt sicherlich einen der Hauptgründe dafür dar.

Vor dem Hintergrund der heutzutage geringen gesellschaftlichen Relevanz des Briefs ist es nachvollziehbar, dass ihm auch in der Wissenschaft verhältnismäßig wenig Aufmerksam-

¹⁵⁷ Vgl. Kapitel 3.4.1.

¹⁵⁸ Vgl. zur Geschichte des deutschen Briefs Steinhausen 1968.

keit geschenkt wird. Am intensivsten setzt sich noch die Literaturwissenschaft mit dem Gegenstand auseinander und beabsichtigt dabei, „Wesen und Wert des (Dichter)briefes mit ästhetisch-normativem Anspruch zu bestimmen“ (Langheine 1983: 191). Linguistische Arbeiten finden sich nur vereinzelt; Ermerts Untersuchung aus dem Jahr 1979 stellt dabei sicherlich die umfangreichste und differenzierteste Betrachtung dar.¹⁵⁹ Er erarbeitet ein Raster zur Beschreibung von Briefsorten, in das „alle konkreten Briefe [...] eindeutig typologisch eingeordnet werden können“ (Ermert 1979: 186). Es ist allerdings derart fein strukturiert, dass sich die Frage stellt, worin der heuristische Wert einer derartigen Typologie besteht. Aufgrund seines Detailreichtums kann ein solches Raster lediglich dazu dienen, eine unüberschaubare Vielzahl von Briefsorten auszuweisen. Systematisierend wirkt dies nicht.¹⁶⁰

Ermert wählt als Gegenstand den „normalen‘ Brief, [den] Gebrauchsbrief, [den] Alltagsbrief, den jeder Kommunikationsteilnehmer schreibt und schreiben muß“ (ebd.: 9), und unterscheidet sich damit von anderen Linguisten, die eher institutionell veranlasste Briefe in den Fokus ihrer Untersuchungen stellen.¹⁶¹ Persönliche Briefe finden in der linguistischen Forschung eine sehr viel geringere Aufmerksamkeit als andere Briefformen. Dies ist laut Wolfdietrich Hartung ungerechtfertigt, denn auch bei ihnen handle es sich um spezifisch gestaltete und damit seiner Meinung nach beachtenswerte Texte (vgl. Hartung 1983: 225). Sie stellten vor allem deshalb einen interessanten Gegenstand dar, da sie sich in ihrer grundsätzlichen funktionalen Ausrichtung ähnelten (vgl. ebd.).¹⁶² Vordergründiges Anliegen von persönlichen Briefen sei „der Austausch von Informationen über persönliche Erlebnisse, Eindrücke, Meinungen, Neigungen, über persönliches Wohlergehen und beabsichtigte Unternehmungen“ (ebd.); bei Privatbriefen handle es sich also primär um kontaktbezogene Texte (vgl. ebd.). Vor allem sie, aber auch offizielle und öffentliche Briefe¹⁶³ hätten „große Bedeutung für die Herstellung und Erhaltung sozialer Beziehungen“ (ebd.: 223). Dementsprechend sieht auch Otto Heuschele im Brief die „nächst dem Gespräch [...] persönlichste Form der menschlichen Verständigung und Verbundenheit“ (Heuschele 1938: 12). Was genau zeichnet diese Kommunikationsform darüber hinaus aus?

¹⁵⁹ Andere linguistische Arbeiten zu Briefen sind beispielsweise die von Langheine (1983), Hartung (1983) und Brandt et al. (1983). Die ersten beiden Studien legen allerdings nur ein sehr kleines Korpus zugrunde; Brand et al. verzichten auf die Erläuterung ihres Korpus.

¹⁶⁰ Vgl. dazu Gohr 2002: 97.

¹⁶¹ Vgl. bspw. die Analyse eines Geschäftsbriefs von Langheine 1983: 200-205.

¹⁶² Gleichwohl – so muss ergänzt werden – sind sie als Kommunikationsform prinzipiell offen für alle der oben beschriebenen Grundfunktionen. Vgl. dazu einen der folgenden Absätze.

¹⁶³ Man denke beispielsweise an einen Glückwunschbrief zum 100-jährigen Firmenbestehen oder an öffentliche Kondolenzschreiben von bekannten Persönlichkeiten.

Laut Langheine stellt die Briefkommunikation eine „räumlich und zeitlich getrennte und deshalb indirekte Interaktion in schriftlicher Form zwischen zwei fest bestimmten Kommunikationspartnern (Einzelpersonen oder Institutionen) mit wechselnder Schreiber-/Leserrolle“ (Langheine 1983: 193) dar.¹⁶⁴ Konstitutiv für alle Ausprägungen der Kommunikationsform *Brief* ist also erstens die vermittelte Kommunikation zwischen raumzeitlich getrennten Partnern, Peter Bürgel spricht hier von einem „briefftypischen Phasenverzug“ (Bürgel 1976: 288).¹⁶⁵ Dieser ermöglicht den Verfassern von Briefen Reinhard M. G. Nickisch zufolge, lange über Inhalte und Sprachstrategien nachzudenken (vgl. Nickisch 1991: 20); zugleich ergibt sich daraus aber auch die Notwendigkeit der personalen, lokalen und temporalen Situierung (vgl. Erben 1980: 85). Zweitens handelt es sich der angeführten Definition Langheines entsprechend bei einem Brief immer um ein schriftliches Dokument. Dem ist grundsätzlich zuzustimmen, da vermutlich die *mediale Realisierungsform* gemeint ist und nicht die *konzeptionelle Ausrichtung*, die Koch/Oesterreicher davon abgrenzen (vgl. Koch/Oesterreicher 1985: 17f). Sie verorten Textsorten bzw. Kommunikationsformen in ihrer Modelldarstellung – wie in Abbildung 2 nachempfunden – sowohl zwischen den dichotomen vertikalen Polen *graphisch/phonisch realisiert* als auch zwischen den ein Kontinuum aufspannenden horizontalen Polen *gesprochen/geschrieben konzipiert* (vgl. ebd.). Ein Tagebucheintrag ist also in ihrem Verständnis beispielsweise ebenso wie ein Gesetzestext graphisch realisiert, die beiden Textsorten unterscheiden sich allerdings in ihrer Konzeption. Während erstere eher gesprochen konzipiert ist – also einen eher gesprächstypischen Duktus aufweist –, zeichnet sich letztere durch eine eher geschriebene Konzeption aus (vgl. Abb. 2, S. 58). Auch einzelne Briefsorten lassen sich mithilfe dieses Schemas hinsichtlich der Kategorie Mündlichkeit/Schriftlichkeit präzise voneinander abgrenzen. So ist beispielweise ein Liebesbrief vermutlich in der Regel eher gesprochen konzipiert als ein Mahnbrief.¹⁶⁶

¹⁶⁴ Er beschreibt die Briefkommunikation folglich entsprechend der von Brinker/Cölfen/Pappert (2014) vorgeschlagenen Ebenen zur Differenzierung von Kommunikationsformen, die in Kapitel 3.4.2 erwähnt worden sind.

¹⁶⁵ Vgl. dazu auch Belke 1973: 142.

¹⁶⁶ Vgl. bzgl. der Indikatoren einer geschriebenen bzw. gesprochen Textkonzeption Koch/Oesterreicher 1985: 23. Aus Platzgründen können sie hier nicht näher ausgeführt werden.

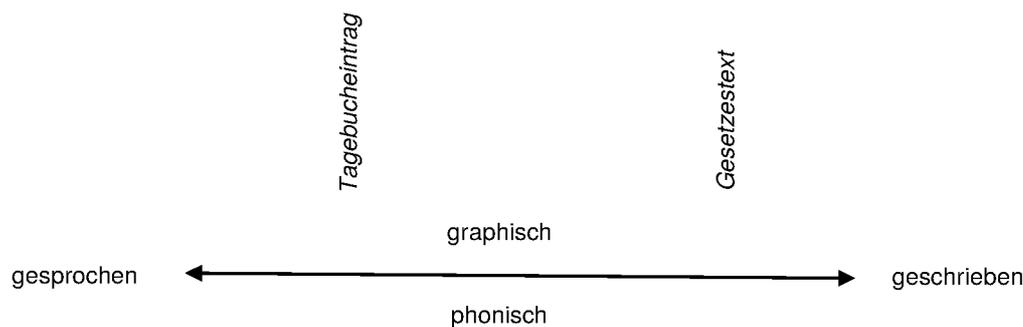


Abbildung 2. Schriftlichkeit und Mündlichkeit zweier Textsorten
[Darstellung in Anlehnung an Koch/Oesterreicher 1985: 18]

Drittens bestimmt Langheine – ebenso wie Nickisch – die Kommunikationsrichtung von Briefen indirekt als stets dialogisch, indem er von einem Rollenwechsel der Interaktanten ausgeht (vgl. Langheine 1983: 193, Nickisch 1991: 12). Davon wird sich in der vorliegenden Arbeit abgegrenzt, denn anders als beispielsweise die Sprecherbeiträge in einem Gespräch stellen die einzelnen Briefe eines Briefwechsels in sich geschlossene sprachlich-kommunikative Einheiten dar, wie Brinker/Cölfen/Pappert bestätigen (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 142). Briefe allerdings deshalb wie Gülich/Raible als rein monologisch zu charakterisieren, erscheint ebenso wenig sinnvoll (vgl. Gülich/Raible 1975: 155). Die meisten Briefsorten – abgesehen zum Beispiel von Erpresserbriefen (vgl. Artmann 1996: 48) – eröffnen dem Empfänger die Möglichkeit zur Antwort und sind daher tendenziell immer ein Stück weit dialogisch zu nennen. Ermert betrachtet Briefe daher – wie es auch hier geschehen soll – als eine hinsichtlich des Aspekts der Kommunikationsrichtung neutrale, unmarkierte Form, „da Briefkommunikation zwar sicher zu einem großen Teil tatsächlich und immer potentiell dialogisch ist, aber ebenso auch monologisch sein kann“ (Ermert 1979: 62). Monologizität könne ihnen zugesprochen werden, wenn sie weder auf vorhergehende noch auf nachfolgende Briefe des Adressaten Bezug nähmen, briefliche Dialogizität definiere sich hingegen durch einen vorangegangenen oder zukünftigen Richtungswechsel in der Gesamtkommunikation (vgl. ebd.: 70, 78).

Ihr Status als Kommunikationsform legt Briefe lediglich hinsichtlich der drei dargestellten situativ-medialen Aspekte fest. Wie alle anderen Kommunikationsformen sind sie gegenüber den in Kapitel 3.4.3 beschriebenen Grundfunktionen indifferent, können als Träger von Mitteilungen jeglicher Art fungieren und zeichnen sich auch sprachlich durch große Offenheit aus.¹⁶⁷ Ulrich Engel resümiert daher, dass der „Brieftext [...] im höchsten Grade

¹⁶⁷ Dies bestätigen Gülich/Raible 1975: 155, Nickisch 1991: 13, Ermert 1979: 87.

variabel [ist]“ (vgl. Engel 1988: 176). Gerade wegen dieser inhaltlich-funktionalen Variabilität scheint stets ein Bedürfnis nach formaler Normierung von Briefen bestanden zu haben, wie die Vielzahl an Briefstellern – also Anleitungen zur formalen Gestaltung von Briefen – in den vergangenen Jahrhunderten belegt (vgl. Furger 2010). Auch heute noch versucht man, mittels der DIN-Norm 5008 zu *Schreib- und Gestaltungsregeln für die Textverarbeitung* das formale Aussehen von Briefen zu standardisieren (vgl. Deutsches Institut für Normung 1996). Dabei werden im Wesentlichen diejenigen Elemente als relevant für die Konstituierung von „Briefhaftigkeit“ (Ermert 1979: 113) angesehen, die auch Ermert in seiner Briefftypologie benennt. So bestünde ein Brief aus einem *Brieftext*, einer *Orts- und Datumsangabe* (rechts über dem Text), einer *Anrede* des Briefempfängers (links über dem Text), einer *Grußformel* (links unten vom Text abgesetzt) sowie einer *Unterschrift* des Briefschreibers (unter der Grußformel) (vgl. Ermert 1979: 113).¹⁶⁸ In der Praxis zeigt sich, dass hier ein *idealtypischer* Brief beschrieben wird und die genannten Merkmale nicht alle bei jeder Briefsorte vorhanden sein müssen, um einem Text einen briefftypischen Charakter zu verleihen.¹⁶⁹ Dies hängt vermutlich damit zusammen, dass laut Ermert nicht nur die inhaltlichen Elemente selbst, sondern vor allem ihre textuelle Anordnung dem Rezipienten den Eindruck vermitteln, dass es sich um einen Brief handelt (vgl. ebd.: 113). Ermert stellt sogar die These auf, dass „die Entscheidung über die Briefhaftigkeit eines vorliegenden Schriftstückes zunächst ohne Rückgriff auf den Inhalt seiner Textelemente getroffen werden kann“ (ebd.). Die äußeren Formalien bestimmten also entscheidend die Klassifizierung eines schriftlichen Textes als Brief und – so führt Ermert weiter aus – auch die Zuordnung eines konkreten Briefs zu einer Briefsorte (vgl. ebd.: 107).

Die formale Erscheinung eines Briefs wird allerdings nicht nur durch die genannten Sprachzeichen und ihre Komposition geprägt; auch symbolische und ikonische¹⁷⁰ Zeichen haben laut Ermert einen wesentlichen Anteil an seiner Außenwirkung (vgl. ebd.: 108f). Als solche könnten beispielsweise die *Verschriftungsart* (handschriftlich/maschinenschriftlich), *Farbe* und *Format* von Briefblatt und Briefhülle, *Papierarten*, schwarze *Kreuze* auf Trauernachrichten oder die stilisierte Darstellung von *Produkten* eines Unternehmens fungieren (vgl. ebd.). Diese nichtsprachlichen Mittel schafften eine Zeichenstruktur, die für die Rea-

¹⁶⁸ Vgl. dazu auch Nyholm 1995: 207, Nickisch 1991: 10.

¹⁶⁹ Dies wird beispielsweise anhand von Liebesbriefen deutlich. Hier fehlen – so ist anzunehmen – oft raumzeitliche Informationen als auch Absenderangaben und dennoch erkennt ein Rezipient den Text vermutlich als Brief. Geschäftsbriefe weisen dagegen häufig alle der genannten briefkonstitutiven Merkmale auf (vgl. Langheine 1993: 200f).

¹⁷⁰ Die Unterscheidung der Zeichentypen *Ikon*, *Index*, *Symbol* geht auf Peirce zurück (vgl. Peirce 1993: 64-66).

lisierung der Intention des Briefverfassers insofern relevant ist, „als sie einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zum pragmatischen Gesamtverständnis des Briefes [...] leiste[t]“ (Ermert 1979: 109). Daher seien die neben den Wortzeichen verwendeten sonstigen Zeichen für die Analyse und Beschreibung von Briefsorten „von besonderem Interesse“ (ebd.: 108).

4 Eine holistische Beschreibung der Textsorte *Suizid-Abschiedsbrief*

Auch wenn das Lexem *Abschiedsbrief* offenbar Bestandteil des gegenwärtigen Sprachgebrauchs ist – eine einfache *Google*-Suche hat 391 000 Treffer geliefert¹⁷¹ –, scheinen Sprachteilhaber nur über ein oberflächliches Wissen hinsichtlich des mit diesem Wort bezeichneten Textgegenstands zu verfügen. So spricht beispielsweise Georg Ammon in seiner rechtsmedizinischen Untersuchung stets von „sogenannten Abschiedsbriefen“ (Ammon 1994: 11, Hervorhebung K. H.) und bringt mit dem vorangestellten Adjektiv eine gewisse Unsicherheit darüber zum Ausdruck, welcher Begriffsinhalt der alltagssprachlichen Textsortenbezeichnung genau zugrunde liegt.¹⁷² Auch innerhalb der Sprachwissenschaft stellt der Suizid-Abschiedsbrief bisher ein textuelles Mysterium dar, finden sich doch weitestgehend keine oder nur äußerst kurze linguistische Betrachtungen (vgl. bspw. Fobbe 2011: 100). Während andere forensische Textsorten wie vor allem der Erpresserbrief schon recht detailliert behandelt worden sind (vgl. bspw. Artmann 1996, Busch 2006), steht die eingehende Analyse weiterer inkriminierter Texte noch aus (vgl. Fobbe 2011: 100). Die vorliegende Arbeit zielt darauf ab, dies ein Stück weit zu ändern und mit einer umfassenden textlinguistischen Beschreibung von Suizid-Abschiedsbriefen letztlich die kriminalistische Arbeit zu unterstützen. So soll die folgende Herausarbeitung textsortenspezifischer Merkmale dazu beitragen, die Ausprägung eines Abschiedsbriefs als entweder textsortentypisch oder Zeichen individueller Präferenz beurteilen zu können.

Um ein umfassendes Bild von Suizid-Abschiedsbriefen und ihrer Textsortenhaftigkeit zu gewinnen, wird in einem einleitenden Unterkapitel zunächst die Bezeichnung *Abschiedsbrief* semantisch betrachtet und die grundsätzliche Anwendbarkeit des hier vorgestellten Textsortenbegriffs auf Abschiedsbriefe diskutiert. Es schließt sich ein Unterkapitel an, das den Untersuchungsgegenstand der folgenden Korpusanalyse sowie die ihr zugrunde lie-

¹⁷¹ Zugriffsdatum ist der 15. Februar 2016 gewesen.

¹⁷² Diese mag vor allem darauf zurückzuführen sein, dass Abschiedsbriefe nur selten öffentlich gemacht werden und folglich lediglich mediale – das heißt fiktive – Darstellungen eine vage Idee von möglichen Charakteristika vermitteln.

gende Methodik erläutert. Auf dieser Basis kann die eigentliche Textsortenbeschreibung erfolgen, die sich theoriegeleitet in insgesamt fünf Abschnitte gliedert.

4.1 Einleitende Gedanken zu Suizid-Abschiedsbriefen

Morphosyntaktisch betrachtet stellt das Lexem *Abschiedsbrief* ein Kompositum aus den beiden Substantiven *Abschied* und *Brief* dar, die durch ein Fugen-s miteinander verbunden sind. Der erste Wortbestandteil spezifiziert dabei den zweiten in semantischer Hinsicht. Ein umfassendes Verständnis vom semantischen Gehalt des Kompositums kann daher nur gewonnen werden, wenn zunächst ein Blick auf das Einzelllexem *Abschied* gerichtet wird. Seine Bedeutung hat sich im Verlauf der Sprachgeschichte von einer sehr spezifischen zu einer eher allgemeinen geändert. Erstmals lässt sich der Begriff *Abschied* laut Friedrich Kluge in Schriftstücken des 15. Jahrhunderts verorten, wo er als Konkurrenzform zum frühneuhochdeutschen *Abscheid* (von *abscheiden* = *weggehen*) auftritt (vgl. Kluge 2011: 9). Beide Lexeme werden – so führt Schlinzig aus – über mehrere Jahrhunderte hinweg vor allem als Synonyme für *Tod* bzw. *Sterben* gebraucht (vgl. Schlinzig 2012: 3). Erst im 18. Jahrhundert habe ein Verdrängungsprozess zugunsten der heute geläufigen Bezeichnung eingesetzt, der mit einem Bedeutungswandel einhergegangen sei (vgl. ebd.). So versteht man damals wie auch noch heute unter *Abschied* als Einzelwort „das Sichtrennen [und Sichverabschieden] von jmdm., etwas“ (Dudenredaktion 2002: 61).

Auf den semantischen Gehalt des Kompositums *Abschiedsbrief* überträgt sich die spätmittelalterliche Assoziation von *Abschied* mit *Tod* bzw. *Sterben* zunächst nicht, denn es wird im 15. Jahrhundert bis hinein ins 19. Jahrhundert vor allem in der Bedeutung *Scheidbrief*, also *Scheidungsurkunde*, verwendet (vgl. Schlinzig 2012: 5f, Grimm/Grimm 1854: 100). Erst im Verlauf der sich an das 19. Jahrhundert anschließenden Sprachentwicklung scheint sich *Abschied* als Element des Wortes *Abschiedsbrief* semantisch der früheren Einzelllexem-Bedeutung anzunähern, obwohl es sich als einzelnes Wort – wie erwähnt – inzwischen längst davon gelöst hat. So steht das Substantiv *Abschiedsbrief* heute in enger semantischer Verbindung zum Tod und wird beinahe ausschließlich in der Bedeutung *letzte Botschaft vor dem eigenen Tod* verwendet, wie bereits eine stichprobenartige Untersuchung der Suchmaschinentreffer zu dem Schlagwort erahnen lässt.¹⁷³ Offensichtlich ist dabei auch, dass sich inzwischen nicht nur der erste, sondern ebenfalls der zweite Wortbestandteil von *Abschiedsbrief* semantisch verändert hat. Das Jahrhunderte hindurch geläufige Verständnis von *Brief* unter anderem als *Urkunde* (vgl. Nickisch 1991: 22), das heißt als

¹⁷³ Es ist dazu die Suchmaschine *Google* verwendet worden.

juristisches Dokument, ist inzwischen nicht mehr Teil des semantischen Gehalts von *Abschiedsbrief*.¹⁷⁴ Heute deckt sich die Bedeutung des zweiten Wortbestandteils mit der seit mittelhochdeutscher Zeit gängigen Einzellexem-Bedeutung „schriftliche Nachricht, Zusage“ (Nickisch 1991: 24).¹⁷⁵

Zusammenfassend ist die dargelegte etymologische Entwicklung des Kompositums *Abschiedsbrief* aus textlinguistischer Perspektive also vor allem deshalb bemerkenswert, da sich die Extension des Begriffs im Verlauf der Sprachgeschichte verändert hat. Während – wie ausgeführt – lange Zeit mit *Abschiedsbrief* ein Dokument zum Vollzug einer Scheidung bezeichnet worden ist, bezieht sich das Lexem heute auf eine letzte schriftliche Nachricht vor dem eigenen Tod. Im Verlauf der sprachgeschichtlichen Entwicklungen referiert es also auf *verschiedene* Textgegenstände. Bewusst wird hier der Begriff *Gegenstand* gewählt, denn ob es sich bei Suizid-Abschiedsbriefen im heutigen Sinne um Textsorten handelt, ist zu diskutieren und keinesfalls derart unhinterfragt anzunehmen, wie beispielsweise Schlinzig dies im Rahmen ihrer Ausführungen macht (vgl. Schlinzig 2012: 14). Legt man ausschließlich die vorgestellten *allgemein gültigen* Definitionen des Textsortenbegriffs zugrunde, lässt sich – wie im Folgenden ausgeführt – an der Adäquatheit der Bezeichnung *Textsorte* für Suizid-Abschiedsbriefe zumindest zweifeln.

Suizid-Abschiedsbriefe sind nur insofern konventionalisiert, als sie im Zusammenhang mit Suiziden erwartet werden.¹⁷⁶ Es existiert für sie kein von Brinker/Cölfen/Pappert im Rahmen ihrer Textsortendefinition beschriebenes „konventionell geltende[s] Muster“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 139; Hervorhebung im Original) mit „normierende[r] Wirkung“ (ebd.). Normen gründen sich schließlich auf soziale Zwänge (vgl. Fobbe 2011: 75), die für Suizid-Abschiedsbriefe aufgrund der gesellschaftlichen Tabuisierung des Suizids nicht gegeben sind. Dementsprechend fassen Tuckman/Kleiner/Lavell zusammen: „[T]he situation is totally unstructured since no request has been made of the individual to produce a note and there are no norms to guide him about its content“ (Tuckman/Kleiner/Lavell 1959: 59). Der suizidale Briefverfasser ist auf seine eigenen sprachlich-konzeptuellen Fähigkeiten zurückgeworfen und kann sich allenfalls von Vorbildern aus Film, Fernsehen und Literatur leiten lassen; er muss selbst einen Ausweg aus dem Dilemma der fehlenden Konventionen

¹⁷⁴ In vergangenen Jahrhunderten ist das Lexem *Brief* semantisch deutlich vielschichtiger gewesen als heute. Vgl. bzgl. der Vielzahl an Bedeutungsvarianten des Lexems *Brief* bspw. im 19. Jahrhundert die folgenden im *Grimmschen Wörterbuch* aufgeführten Bedeutungszuschreibungen: *förmliche urkunde, schriftlicher befehl, bemahltes pergament oder papier, epistola, zusammengelegtes papier, angebotenes papier* (Grimm/Grimm 1860: 379f, Hervorhebung im Original).

¹⁷⁵ Vgl. tiefergehend zur Etymologie von *Brief* Nickisch 1991: 22ff.

¹⁷⁶ Dies bestätigt Fobbe 2011: 72.

finden.¹⁷⁷ Ebenso wenig wie die Definition von Brinker/Cölfen/Pappert greift im Falle von Suizid-Abschiedsbriefen auch Sandigs Beschreibung von Textsorten als „Mittel zur Lösung in einer Gesellschaft auftretender Standardprobleme“ (Sandig 1997: 26). Zwar ist die Zahl der Suizide erschreckend hoch, ein *Standard*problem stellt das Verfassen von Abschiedsbriefen dennoch glücklicherweise nicht dar. Die traditionellen Textsortendefinitionen scheinen also die Existenz einer Textsorte *Suizid-Abschiedsbrief* auszuschließen. Erweitert man diese Textsortenbegriffe allerdings auf die von Fobbe vorgeschlagene Art, kann die Bezeichnung *Textsorte* auch für weniger konventionalisierte Textgegenstände wie dem hier besprochenen verwendet werden (vgl. Fobbe 2011: 75). So schlägt sie vor, „den Begriff des konventionellen Musters als *usuelles* (oder auch typisches) Muster zu lesen, das noch *keine präskriptive Norm* ausdrückt“ (ebd., Hervorhebung K. H.). Sie geht dabei davon aus, dass Vorbilder aus den Medien Möglichkeiten aufzeigen, ohne schon verbindlich, das heißt normativ, zu sein (vgl. ebd.: 74). Durch ihr wiederholtes Auftreten entstünden letztlich Muster, die als Skripte in den Köpfen der Sprachteilhaber gespeichert würden und auf die sie zurückgreifen könnten (vgl. ebd.). Wird also im weiteren Verlauf der Arbeit angenommen, dass eine Textsorte des Namens *Suizid-Abschiedsbrief* aus theoretischer Perspektive grundsätzlich existieren kann, gründet sich dies auf das von Fobbe formulierte Verständnis von *Textsorte* als Gebrauchsmuster. Inwieweit *tatsächlich* auch ein solches *usuelles* Muster besteht, wird im Rahmen der nun folgenden empirischen Analyse ermittelt.

4.2 Untersuchungsgegenstand und Methodik

Ziel der Arbeit ist es, den Prototyp der – bisher intuitiv und vortheoretisch angenommenen – Textsorte *Suizid-Abschiedsbrief* möglichst exhaustiv zu beschreiben und dabei der Frage nachzugehen, *wer wem worüber warum* und *wozu* typischerweise einen Abschiedsbrief schreibt. Dazu sind im Rahmen einer Korpusanalyse $N = 65$ ¹⁷⁸ Abschiedsbriefe untersucht worden, die von insgesamt 48 verschiedenen Autoren stammen.¹⁷⁹ Ein Großteil der durch-

¹⁷⁷ Ähnlich Dern zu Erpresserbrieffen (vgl. Dern 2009: 151).

¹⁷⁸ Im Folgenden bezeichnet ein Großbuchstabe immer eine Gesamtmenge (z. B. umfasst das Korpus $N = 65$ Briefe), der zugehörige Kleinbuchstabe einen absoluten Anteil davon (z. B. 50 %, $n = 32,5$). Bildet ein Anteil der Gesamtmenge der Briefe wiederum eine neue Gesamtmenge wird dies mit einem Index gekennzeichnet ($n = N_1 = 32,5$). Soll davon wiederum ein Anteil angegeben werden, wird der Kleinbuchstabe mit demselben Index versehen (z. B. 50 %, $n_1 = 16,25$).

¹⁷⁹ 77,08 % ($n = 37$) der Verfasser haben einen einzigen Brief verfasst, 18,75 % ($n = 9$) der Personen zwei, 2,1 % ($n = 1$) von ihnen vier und 2,1 % ($n = 1$) sechs letzte Texte. Dass der Großteil der Verfasser von Abschiedsbriefen nur einen Text verfasst, bestätigen auch Tuckman/Kleiner/Lavell (vgl. Tuckman/Kleiner/Lavell 1959: 60).

schnittlich knapp 40 Jahre ($SD^{180} = 7,58$) alten Texte ist der Herausgeberschrift *Ich möchte jetzt schließen* (2006) von Udo Grashoff entnommen worden¹⁸¹, zwei Briefe hat das BKA¹⁸² freundlicherweise zur Verfügung gestellt (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe). Den meisten Briefen liegen Hintergrundinformationen bei (vgl. Anhang III: Hintergrundinformationen), die zum Teil ergänzend in die Analyse einbezogen worden sind.

Der Untersuchung kommt vor dem Hintergrund der bestehenden linguistischen Forschungslücke im Bereich der Suizid-Abschiedsbriefe ein explorativer Charakter zu, entsprechend ist sie überwiegend qualitativer Natur. Sie orientiert sich zum einen an den erläuterten Ebenen einer jeden Textsortenbeschreibung, das heißt an den vier in den Mehrebenenmodellen genannten Dimensionen. Dazu gehören, wie ausgeführt, der *situativ-mediale Kontext*, die *Funktion*, das *Thema* – bzw. nach Brinker/Cölfen/Pappert (2014) die *thematische Textstruktur* – sowie die *sprachlich-stilistische Gestaltung*. Zum anderen wird die *äußere Form* als zusätzliche Untersuchungsebene einbezogen, ist sie doch laut Ermert im Rahmen von Briefsortenanalysen von besonderer Bedeutung (vgl. Kapitel 3.5).¹⁸³

Die *Datenerhebung* lässt sich in insgesamt drei Phasen unterteilen: In einem ersten Schritt sind die Briefe und zugehörigen Hintergrundtexte digitalisiert, nummeriert¹⁸⁴ und mithilfe des Bildbearbeitungsprogramms *GIMP* derart formatiert worden, dass sie in einem handlichen Format vorgelegen haben. Nachdem im Rahmen einer ersten Textannäherung alle Briefe sowie die über sie informierenden Begleittexte mehrmals gelesen worden waren, hat sich zweitens eine Einzeltextanalyse durchführen, das heißt jeder einzelne Brief separat und händisch untersuchen lassen. Dabei sind alle Abschiedsbriefe auf den fünf Ebenen entlang der – bereits ausführlich dargelegten und daher übersichtshalber im Folgenden nur zusammengefassten – Analysekategorien von vor allem Brinker/Cölfen/Pappert (2014) betrachtet worden; hinsichtlich der Analyse formaler Zusammenhänge haben Ermerts (1979) methodische Vorschläge die Basis gebildet. So ist im Rahmen der formalen Analy-

¹⁸⁰ Die Abkürzung *SD* steht für *Standardabweichung*.

¹⁸¹ Drei der insgesamt 66 von Grashoff aufgeführten Abschiedsbriefe konnten nicht in das Korpus einfließen, da es sich entweder um eine Tonbandabschrift – und damit nicht um einen Brief als genuin graphisch realisiertes Dokument – oder ein Polizeiprotokoll – also keinen vom Suizidenten selbst verfassten Text – handelt.

¹⁸² Aus datenschutzrechtlichen Gründen dürfen die Briefe des BKA nicht veröffentlicht werden. Sie werden daher nicht im *Anhang II: Abschiedsbriefe* aufgeführt. Sollte ein forschungsgeleitetes Interesse an den Texten bestehen, wird darum gebeten, mit dem BKA selbst Kontakt aufzunehmen.

¹⁸³ Auf theoretischer Ebene ist dies durch die zugrunde gelegte Textdefinition abgesichert, die die Texte als „begrenzte Folge von sprachlichen Zeichen“ (Kapitel 3.1) umschreibt und somit die äußere Form als wesensbestimmend anführt. Auch Artmann (1996) bezieht eine formale Dimension in seine Analyse von Erpresser- und Drohbrieffen mit ein.

¹⁸⁴ Die Nummern der Hintergrundtexte stimmen jeweils mit den Nummern der zugehörigen Briefe überein. Hat derselbe Autor mehrere Briefe verfasst, wird dies mit einer Zahlen-Buchstaben-Kombination deutlich gemacht (z. B. 31A, 31B).

se zunächst herausgearbeitet worden, inwieweit sich die idealtypischen *formalen Briefcharakteristika* in den Untersuchungstexten wiederfinden, denn – wie in Kapitel 3.5 erwähnt – weist nicht jede Briefsorte zwangsläufig alle von Ermert beschriebenen brieftypischen Formmerkmale auf; ferner sind die Texte hier im Hinblick auf *symbolische* und *ikonische Zeichen* überprüft worden. Bei der Formanalyse ist zusätzlich zur qualitativen eine quantitative Perspektive eingenommen worden, bieten sich formale Merkmale doch für eine quantitative Beschreibung geradezu an. Innerhalb der sich anschließenden Kontextanalyse hat neben der Kommentierung¹⁸⁵ der *Kommunikationsform* (*Kommunikationsrichtung*, *Kontaktform*, *Form der medialen Realisierung*, *konzeptionelle Ausrichtung*) die Untersuchung des *Handlungsbereichs* und des *Partnerbezugs* im Vordergrund gestanden. Nach diesen kontextuellen Charakteristika ist die Funktion der jeweiligen Briefe ermittelt worden. Es sollte dabei herausgearbeitet werden, inwieweit welche der *Grundfunktionen* direkt oder indirekt in den einzelnen Briefen signalisiert werden. Im Anschluss hat sich die thematische Realisierung der jeweils in den Briefen identifizierten Textfunktion untersuchen lassen. Dazu ist zum einen anhand der grammatischen Wiederaufnahmestruktur das *Textthema* erarbeitet worden, wobei auch dessen *lokale und temporale Orientierung* benannt und die *Art seiner Behandlung* charakterisiert worden ist. Zum anderen ist zu eruieren gewesen, wie sich das jeweilige Textthema primär *entfaltet* und welche *Realisationsform* dabei dominiert. Auch *Teilthemen* sind herausgearbeitet worden, ihre Entfaltung konnte aus Platzgründen allerdings nicht gesondert analysiert werden. Abschließend haben die in den Briefen verwendeten *sprachlich-stilistischen Gestaltungsmittel*¹⁸⁶ den Untersuchungsfokus gebildet.¹⁸⁷ Insgesamt ist darauf hinzuweisen, dass im Rahmen der Analysen immer nur notiert worden ist, *welche* Ausprägungen der Analysekatoren in den einzelnen Briefen zu finden gewesen sind; auf die Nennung der genauen Anzahl dieser Ausprägung *im einzelnen Brief* (z. B. eines bestimmten Lexems in Brief 1) ist vor dem Hinter-

¹⁸⁵ Es wird hier bewusst von *Kommentierung* gesprochen, da eine *Untersuchung* zumindest der *Kontaktform* und der *medialen Realisierung* angesichts der Ausführungen in Kapitel 3.5 nicht mehr erforderlich ist. Sämtliche Briefe stimmen in der Ausprägung dieser situativ-medialen Kategorien schließlich überein, die Kommunikationsform *Brief* bestimmt die ihr untergeordnete Textsorte *Abschiedsbrief* hinsichtlich ihrer situativ-medialen Merkmale. Daher werden lediglich potenzielle Gründe für die Wahl dieser Kommunikationsform eruiert.

¹⁸⁶ Im Vordergrund haben dabei lexikalische Phänomene gestanden. Syntaktische Merkmale konnten aus Platzgründen nur oberflächlich Berücksichtigung finden.

¹⁸⁷ Eine genaue Übersicht über die Beschreibungsdimensionen, deren Analysekatoren und die zugehörigen Kriterien gibt der erstellte Analysebogen (vgl. Anhang I: Analysebogen), der der Untersuchung als Leitfaden zugrunde gelegen hat.

grund der qualitativen Forschungsperspektive in der Regel verzichtet worden.¹⁸⁸ Im Anschluss an die Einzeltextanalyse konnten die Ergebnisse im Rahmen der dritten Erhebungsphase letztlich zusammengefasst werden, indem sie in *Excel*-Tabellen übertragen worden sind. Dabei ist für jede Dimension eine eigene Tabelle angefertigt worden, die horizontal nach den jeweiligen Analysekatoren – bzw. je nach Zusammenhang auch nach den zugehörigen Analysekatoren – und vertikal nach den einzelnen Briefnummern untergliedert worden ist.

Die sich anschließende *Datenauswertung* hat darauf abgezielt, zu überprüfen, inwieweit sich die ermittelten Ausprägungen der Analysekatoren (für die Kategorie *Thema* also z. B. *Thema A*, *Thema B*, *Thema C* etc.) in den unterschiedlichen Briefen wiederholen und damit laut Kleiber (1993) als typisch für den untersuchten Gegenstand anzusehen sind (vgl. Kapitel 3.3). Zu diesem Zweck sind die Ausprägungen einzelbriefunabhängig und für jede Analysekatoren separat zunächst zusammengetragen worden. So hat sich eine Liste beispielsweise aller im Korpus genannten Themen anfertigen lassen. Sind manche Ausprägungen (zum Beispiel *Thema A*) mehrmals in der jeweiligen Auflistung vertreten gewesen, sind sie zu einer Gruppe zusammengefasst worden. Die Anzahl der Eintragungen pro Gruppe (also zum Beispiel die zehnfache Aufführung des *Themas A*) hat dabei einen Hinweis auf den Typikalitätsgrad dieses einzelnen Merkmals gegeben (vgl. Kapitel 3.3): Je häufiger die Ausprägung im Korpus vorhanden gewesen ist, als desto typischer hat sie sich für die untersuchten Abschiedsbriefe erwiesen. Der Begriff *häufig* ist in dem Zusammenhang *relativ* aufgefasst worden und kann sich je nach Analysekatoren bzw. -kriterium auf voneinander abweichende absolute Werte beziehen. Ein allgemeingültiger quantitativer Marker für Typikalität nach dem Schema *Tritt ein Merkmal mindestens X Mal in den verschiedenen Briefen auf, ist es als typisch einzustufen* lässt sich nicht angeben, da kein Anhaltspunkt für die Festlegung eines solchen konkreten Wertes existiert und dieser somit willkürlich wäre.

Der Prototyp ist im Anschluss an die Musteranalyse letztlich – ausgehend von den Erläuterungen in Kapitel 3.3 – als Summe der typischen, das heißt am häufigsten vorzufindenden Ausprägungen der einzelnen Analysekatoren gebildet worden. Diese haben sich in einer nach Dimensionen untergliederten Tabelle zusammenfassen lassen. Um eine endgültige Aussage über die Typikalität der Merkmale treffen zu können, um also unter den typischen Eigenschaften die prototypischen herauszuarbeiten, ist abschließend diskutiert worden,

¹⁸⁸ Eine Ausnahme stellt diesbezüglich die quantitative Formanalyse dar, im Rahmen derer zum Teil die genaue Anzahl mancher Ausprägungen pro Brief erhoben worden ist.

inwieweit die identifizierten Muster nur für Suizid-Abschiedsbriefe typisch sind – und somit eine eigene Textsorte begründen – bzw. auch in anderen Textsorten zu finden sind.

4.3 Die Textsorte *Suizid-Abschiedsbrief*

Alltagssprecher haben laut Rolf in der Regel bestimmte mehr oder weniger konkrete Vorstellungen auch im Hinblick auf eine solche Textsorte, die sie nie selbst aktiv realisiert haben oder realisieren werden (vgl. Rolf 1993: 143). Ihre Annahmen würden sich dabei insbesondere auf die *typischen* Merkmale einer Textsorte beziehen, also diejenigen Aspekte, die als besonders charakteristisch einzustufen sind und sich in vielen Textsortenexemplaren wiederholen (vgl. ebd.). Diese wiederum sind es auch, die im Fokus einer jeden Textsortenbeschreibung stehen; es geht darum, die konventionellen Eigenschaften einer Textsorte darzustellen (vgl. Heinemann/Heinemann 2002: 159). Im Folgenden soll dies nun für Suizid-Abschiedsbriefe vorgenommen werden. Entsprechend dem oben beschriebenen Analyseverfahren steht in einem ersten Unterkapitel zunächst die äußere Form der im Korpus enthaltenen Briefe im Zentrum der Betrachtung, es schließt sich eine Erläuterung des situativ-medialen Rahmens der Texte an. Daraufhin wird ihre kommunikative Funktion sowie – eng damit verbunden – ihr Thema und dessen Entfaltung beschrieben. Letztlich können sprachlich-stilistische Besonderheiten behandelt werden.

4.3.1 Die äußere Form

Bei den meisten der untersuchten Suizid-Abschiedsbriefe handelt es sich um eher kurze Texte mit einer durchschnittlichen Wortanzahl von 252,91 (SD = 324,24). Wie an der hohen Standardabweichung ersichtlich wird, variieren die Dokumente jedoch stark hinsichtlich ihrer *Länge*. So umfasst der kürzeste Brieftext lediglich 29, der längste 1539 Wörter (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, AB 28, 41). Dementsprechend differiert auch die Anzahl der einzelnen Sätze stark. So weisen die Briefe im Durchschnitt 17,84 Sätze auf, wobei die Standardabweichung bei 21,25 liegt; im Mittel umfassen die Sätze 14,41 Wörter (SD = 6,22). Der Großteil (78,46 %; n = 51) der betrachteten Texte ist mit durchschnittlich 5,5 (SD = 5,89) Absätzen in mehr als einen Abschnitt gegliedert. Rund ein Viertel (21,54 %, n = 14) aller Briefe weist dabei ein Postskript auf, das aber nicht immer als solches konkret benannt wird (*PS*).

Zahlreiche formale Textmuster im Korpus sind der zugrunde liegenden Kommunikationsform *Brief* geschuldet. So wird Wissen darüber explizit einbezogen, wenn der Abschiedsbrief diejenigen Elemente integriert, die konventionell „Briefhaftigkeit“ (Ermert 1979:

113) konstituieren. Sämtliche der in Kapitel 3.5 genannten brieftypischen Merkmale lassen sich im Korpus nachweisen, wenngleich sie auch nicht immer auf der klassischen Position zu finden und nicht alle in jeden einzelnen Text integriert sind. In 9,23 % ($n = N_1 = 6$) der Briefe werden *Ortsangaben* verwendet, die – wie im Privatbrief üblich (vgl. Engel 1988: 176) – immer mit einem Datum nach dem Muster *Ort, (den) TT.MM.JJJJ* verbunden sind (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 25, 31A, 46A). Sie befinden sich nicht an einer einheitlichen Stelle, denn $n_1 = 3$ (50,00 %) der Ortsangaben stehen rechts über dem Brieftext, $n_1 = 2$ (33,33 %) links darüber und $n_1 = 1$ (16,67 %) links darunter. Sie sind alle mittels einer Leerzeile vom Brieftext abgetrennt.

Zusätzlich zu den *Datumsangaben*, die in direkter Nähe zu den Ortsangaben stehen, finden sich $N_2 = 8$ eigenständig aufgeführte Ausformungen, sodass insgesamt 21,53 % ($n = 14$) aller untersuchten Dokumente ein Datum beinhalten (vgl. ebd., bspw. AB 11, 22A, 34).¹⁸⁹ Diese selbstständigen Varianten sind – wie schon die Ortsangaben – auf sehr unterschiedlichen Positionen innerhalb der Briefe platziert: $n_2 = 2$ (20,00 %) von ihnen stehen rechts über dem Text, $n_2 = 2$ (20,00 %) links darüber, $n_2 = 1$ (12,50 %) rechts neben der letzten Textzeile, $n_2 = 1$ (12,50 %) links unterhalb der Unterschrift, $n_2 = 1$ (12,50 %) links unter dem Postskript und $n_2 = 1$ (12,50 %) ist in den Text selbst integriert. Teilweise werden sie mit Leerzeilen von angrenzenden Textelementen abgesetzt (37,50 %, $n_2 = 3$).

Die meisten Verfasser der betrachteten Abschiedsbriefe nennen diejenige Person, an die sich der Text richtet. So verfügen 70,77 % ($n = N_3 = 46$) der Dokumente über eine *Anrede* (vgl. ebd., bspw. AB 1, 3A, 4), die sich in 10,87 % ($n_3 = 5$) dieser Briefe im Fließtext wiederholt. Die Anredeformeln selbst lassen sich im Wesentlichen in zwei Typen unterteilen: Der Großteil der Verfasser, die eine Anrede formulieren (47,83 %, $n_3 = 22$), nutzt das Muster *Liebe/Lieber + Vorname* (vgl. ebd., bspw. AB 1, 32A, 46C).¹⁹⁰ Eine zweite gebräuchliche Form (36,96 %, $n_3 = 17$) wird mittels des Possessivpronomens *mein* gebildet. Dabei finden sich im Wesentlichen die Strukturen *Mein lieber/Meine liebe + Vorname/Verwandtschaftsbeziehung*¹⁹¹ (vgl. ebd., bspw. 18B, 31B, 37B) und *Meine geliebte/Mein geliebter + Vorname* (vgl. ebd., bspw. AB 7, 8B).¹⁹² Mehr als der Hälfte der Anreden folgt ein Ausrufezeichen (56,52 %, $n_3 = 26$), in 28,26 % ($n_3 = 13$) der Fälle schließt

¹⁸⁹ An dieser Stelle sei ergänzend darauf hingewiesen, dass $n = 3$ Briefe (4,62 %) auch Zeitangaben aufweisen.

¹⁹⁰ Diesem Muster sind auch die folgenden, in Einzelfällen vertretenen Varianten zugeordnet worden: *Liebes + Kosename, Lieber + Herr + Nachname, Ihr Lieben*.

¹⁹¹ Damit sind Bezeichnungen wie *Vater, Tochter* etc. gemeint.

¹⁹² Als Abwandlungen davon zu nennen sind: *Meine lieben, lieben + Verwandtschaftsbeziehung; Meine liebe, gute + Vorname; Meine Lieben; Ihr meine lieben Alle*.

sich kein Satzzeichen an. Die Ansprachen befinden sich zum großen Teil links über dem Brieftext (97,83 %, $n_3 = 45$). Die meisten Verfasser (60,87 %, $n_3 = 28$) haben die Ansprache mit einer Leerzeile vom Brieftext getrennt.

Im Vergleich zu Anreden werden *Grußformeln* seltener genutzt. Nur 41,53 % ($n = 27$) aller untersuchten Briefe verfügen über eine solche (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 2, 9, 19), allerdings enthalten diese Texte teilweise mehrere – insgesamt sind es $N_4 = 31$ – Grußformeln. Wie bereits die Anredeformeln lassen sich auch die verwendeten Grußformeln in Typen unterteilen: Die meisten Schreiber nutzen die appellative Phrase *Lebe wohl* bzw. die Abwandlungen davon *Lebe auf ewig wohl* oder *Lebe für immer wohl* (vgl. ebd., bspw. AB 18D, 18F, 32A); 45,16 % ($n_4 = 14$) der Grüße liegen in dieser Form vor. Ein zweites Muster stellt der *konkrete Gruß* dar, der das Verb *grüßen* oder das Substantiv *Gruß* enthält. Er macht einen Anteil von 25,81 % ($n_4 = 8$) der verwendeten Grußformeln aus und präsentiert sich in den Phrasen *Es grüßt Dich ganz herzlich* (vgl. ebd., AB 3A), *Ich grüße Euch alle sehr* (vgl. ebd., AB 33), *Zum letzten Mal grüßt Dich* (vgl. ebd., AB 17), *Euch allen noch einmal einen letzten Gruß* (vgl. ebd., AB 37A), *Einen lieben Gruß* (vgl. ebd., AB 19), *Viele Grüße* (vgl. ebd., AB 25), *Viele Grüße von drüben* (vgl. ebd., AB 28) oder auch in der formellen Variante *Mit freundlichem Gruß* (vgl. ebd., AB 38). Zudem haben sich drittens in 19,35 % ($n_4 = 6$) der Fälle *lapidare Grüße* der Form *Machs gut* (vgl. ebd., AB 10), *Viel Glück und alles Gute* (vgl. ebd., AB 46C), *Adieu* (vgl. ebd., AB 2), *Tschüß* (vgl. ebd., AB 1) und *Tschüs [sic!], winke, winke* (vgl. ebd., AB 2) identifizieren lassen. Den meisten Grüßen folgt kein Satzzeichen (58,06 %, $n_4 = 18$), $n_4 = 8$ (25,81 %) Grüße schließen mit einem Punkt. Knapp zwei Drittel der Grüße (64,52 %, $n_4 = 20$) werden in den Text selbst – sowohl zu Beginn, ans Ende oder in den Mittelteil – integriert. Die übrigen $n_4 = 11$ (35,48 %) Grußformeln befinden sich links unterhalb des Brieftexts.

Über die Hälfte der Abschiedsbriefe verfügt über eine *Unterschrift* – im Sinne einer Namensnennung – des Verfassers (58,46 %, $n = N_5 = 38$) (vgl. ebd., bspw. AB 3A, 13A, 23). Folgende zwei Varianten lassen sich hier unterscheiden: Erstens bestehen 52,63 % ($n_5 = 20$) der Unterzeichnungen aus dem (*abgekürzten*) *Vornamen* oder dem *Vor- und Nachnamen* des Suizidenten (vgl. ebd., bspw. AB 12B, 13A, 18F). Ähnlich viele Signaturen (47,37 %, $n_5 = 18$) sind zweitens nach dem Muster *Dein(e)/Eure, Euer + Vorname* gestaltet, das teilweise von Zusätzen wie *Freundin, Freund und Kumpel, liebender, in dankbarer Liebe* ergänzt wird (vgl. ebd., bspw. AB 3A, 17, 31B). Knapp zwei Drittel der Unterschriften (65,79 %, $n_5 = 25$) befinden sich – wie typisch für die Briefform – links unterhalb des Textes bzw. des Grußes. Einige der Unterschriften hat man in den letzten Satz oder die

letzte Zeile integriert (21,05 %, $n_5 = 8$). Die $N_6 = 25$ selbstständigen - das heißt nicht in einen Satz oder eine Zeile integrierten - Unterschriften sind zum Großteil mit einer Leerzeile von dem in direkter Nähe vorhandenen Textelement getrennt (72,00 %, $n_6 = 18$).

Bezüglich der *Verschriftungsart*, dem *Schreibuntergrund* und der *Übermittlungsform* können auf der Basis des zugrunde liegenden Korpus nur eingeschränkt Aussagen getroffen werden. Bei 89,23 % ($n = 58$) der Briefe ist es nicht ersichtlich, wie diese verschriftlicht worden sind. Ausgehend von den Ergebnissen der bisherigen wissenschaftlichen Untersuchungen lässt sich aber annehmen, dass eine Vielzahl von ihnen per Hand geschrieben ist. So heben beispielsweise sowohl Ammon als auch Eisenwort et al. die Handschriftlichkeit als ein wesentliches Merkmal von Suizid-Abschiedsbriefen hervor (vgl. Ammon 1994: 167, Eisenwort et al. 2007: 676). Dem entspricht die Tatsache, dass auch 85,71 % ($n_7 = 6$) der übrigen $N_7 = 7$ Briefe des Korpus nachweislich handschriftlich angefertigt worden sind (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 1, 6, 18E).¹⁹³ Die Handschriftlichkeit bringt es mit sich, dass zur Hervorhebung von bestimmten Textstellen im Wesentlichen das Mittel der Unterstreichung zur Verfügung steht. Es ist in 23,08 % ($n = 15$) der Briefe zu finden (vgl. ebd., bspw. AB 18B, 22B, 28).¹⁹⁴ Bezüglich der verwendeten *Schreibunterlage* liegen den Texten, die der Herausgeberschrift von Grashoff entnommen sind, keine Informationen bei. Einer der vom BKA zur Verfügung gestellten Briefe ist auf einem weißen, linier-ten Blatt geschrieben worden, der andere auf weißem, unliniertem Papier. In beiden Fällen hat man also auf Briefpapier im eigentlichen Sinne verzichtet. Dass dies der Regel entspricht, bestätigen die Ergebnisse von Tuckman/Kleiner/Lavell sowie Ammon. Sie zählen heraus- oder abgerissene Zettel aus Notizbüchern, Kalendern oder Hotelblöcken sowie Werbeflyer und Fotorückseiten als die bevorzugten Schreibuntergründe auf (vgl. Tuckman/Kleiner/Lavell 1959: 59f, Ammon 1994: 167). Hinsichtlich der Art und Weise der *Übermittlung* sind lediglich bezüglich zweier Texte Informationen vorhanden; so ist einer per Post verschickt worden, der andere hat auf einem Küchentisch gelegen (vgl. Anhang III: Hintergrundinformationen, HI 12). Tuckman/Kleiner/Lavell weisen darauf hin, dass ein Großteil der Abschiedsbriefe allerdings in unmittelbarer Nähe zur suizidalen Sze-

¹⁹³ $n_7 = 1$ Text (14,29 %) zeichnet sich größtenteils durch ein getipptes Schriftbild aus, das aber mit handschriftlichen Einschüben versehen ist.

¹⁹⁴ Es werden vor allem Indefinitpronomen wie *kein* oder *nichts*, Adverbien wie *nicht* oder *immer*, aber auch Entschuldigungsfloskeln sowie Liebesbekundungen unterstrichen und damit besonders betont (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 13A, AB 22B, AB 28). Zum Teil dienen Unterstreichungen auch der textinternen Gliederung, indem sie Zwischenüberschriften oder den Adressaten markieren (vgl. ebd., bspw. AB 8B-F, AB 13B, AB 46A).

ne oder – in wenigen Fällen – direkt auf dem Suizidenten gefunden wird (vgl. Tuckman/Kleiner/Lavell 1959: 60).

4.3.2 Zum situativ-medialen Kontext

Wer sich dazu entscheidet, einen Brief – ganz gleich welcher Briefsorte – zu verfassen, entscheidet sich zugleich immer auch dazu, sein Anliegen graphisch zu realisieren. Da die Verfasser von Suizid-Abschiedsbriefen – die zugleich auch ihre Emittenten sind¹⁹⁵ – naturgemäß selbst keine Auskunft über das Motiv für die von ihnen gewählte *Realisierungsform* geben können, lässt sich lediglich *vermuten*, warum sie diesen medialen Weg für ihre letzten Worte genutzt haben. Vor dem Hintergrund, dass der Suizid selbst zumeist eine „Impulshandlung“ (Bronisch 1995: 36) darstellt und daher der Abschiedsbrief nach Leenaars in der Regel kurz vor dem eigentlichen suizidalen Akt niedergeschrieben wird (vgl. Leenaars 1988: 39)¹⁹⁶, erscheint die graphische Realisierung erstens als die naheliegendste Möglichkeit. Infolge der für die präsuizidale Situation typischen kognitiven Einengung und Verzweiflung sucht der Emittent laut Eisenwort et al. nach der einfachsten, unmittelbarsten Lösung für das kommunikative Problem und greife daher zum meist ohne großen Aufwand verfügbaren Stift und Papier (vgl. Eisenwort et al. 2007: 677).¹⁹⁷

Die graphische Realisierung ermöglicht den Emittenten zweitens zugleich aber auch, ihr Anliegen *überlegt* zu kommunizieren (vgl. Heinemann/Viehweger 1991: 211). An die Stelle der Spontanität phonisch realisierter Texte kann – soweit dies die psychische Situation des Verfassers noch zulässt – bei graphisch verfassten Dokumenten die Reflexion über die eigene Intention treten.

Drittens macht es die für die meisten graphisch realisierten Textsorten – und damit auch für den Suizid-Abschiedsbrief – charakteristische räumliche und zeitliche *Indirektheit des kommunikativen Kontakts* möglich, dem Kommunikationspartner Inhalte mitzuteilen, die man ihm „nicht oder doch zumindest nicht so ins Gesicht sagen würde“ (Ermert 1979: 4). Die Ankündigung, sich selbst das Leben nehmen zu wollen, stellt sicherlich einen solchen Gegenstand dar, steht sie doch in deutlichem Gegensatz zum natürlichen Selbsterhaltungstrieb des Gegenübers. Der Emittent muss damit rechnen, dass seine Kommunikations-

¹⁹⁵ Nicht bei allen Briefsorten werden Verfasser und Emittent durch dieselbe Person verkörpert; man denke an Geschäftsbriefe (vgl. dazu Ermert 1979: 58).

¹⁹⁶ Dies bestätigen Ho et al. 1998: 467, Osgood/Walker 1959: 58. Auch die Rezeption des Texts findet vermutlich nur mit geringem zeitlichem Abstand zum suizidalen Akt statt, da davon auszugehen ist, dass die Leiche – und damit der Brief – recht unmittelbar gefunden werden.

¹⁹⁷ Sicherlich ist das Bedürfnis nach einer möglichst unmittelbaren Lösung auch der Grund dafür, warum Abschiedsworte oft – wie im vorangegangenen Kapitel erwähnt – nicht auf Briefpapier, sondern auf greifbareren Untergründen wie Notizblöcken, Werbeflyern etc. verfasst werden.

partner ihn – würde er sich hinsichtlich seiner letzten Botschaft nicht für eine mittelbare Kontaktform entscheiden – zunächst durch Worte und eventuell durch weitere Maßnahmen (z. B. Einweisung in eine Psychiatrie) von seiner beabsichtigten Handlung abzuhalten versuchten. Diese Sorge geht besonders deutlich aus Abschiedsbrief 38 hervor, in dem der Verfasser schreibt: „Das zweite Mal Teupitz habe ich Edeltraut zu verdanken“¹⁹⁸/ „hoffentlich klappt es und mir bleibt eine dritte Irrenhauswanderung erspart“ (Anhang II: Abschiedsbriefe, AB 38). Nur durch die genutzte Kontaktform kann die suizidale Person also einerseits verhindern, dass sie von ihrem Vorhaben abgebracht wird, aber andererseits dennoch letzte Worte an die ihr nahestehenden Menschen richten.

Während alle Briefsorten hinsichtlich der Form ihrer medialen Realisierung identisch sind, unterscheiden sie sich – wie in Kapitel 3.5 bereits erwähnt – mit Blick auf ihre *konzeptionelle Ausrichtung*. Hinsichtlich Suizid-Abschiedsbriefe ist festzuhalten, dass sie sich weder eindeutig am im Modell von Koch/Oesterreicher (1985) dargestellten Pol *gesprachen* noch am Pol *geschrieben* verorten lassen¹⁹⁹; in den meisten Texten konnten sowohl deutliche Indikatoren für konzeptionelle Mündlichkeit als auch Schriftlichkeit identifiziert werden. Die *gesprochene* Konzeptionsrichtung wird zum einen durch das Bestreben mancher Verfasser signalisiert, der mündlichen Kommunikation vorbehaltene Markierungsvarianten wie die Intonation graphisch darzustellen. So verwenden manche Emittenten beispielsweise gehäuft Ausrufe- und Fragezeichen (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 2, 31A, 22B) oder imitieren Sprechpausen durch Auslassungspunkte am Ende eines Satzes (vgl. ebd., bspw. AB 2, 8A, 15). Auf syntaktischer Ebene wiederum deuten zum anderen Ellipsen auf eine gesprochene Konzeption hin (vgl. ebd., bspw. AB 2, 19, 32B). Auch indem das Adverb *so* zum Teil in einer isolierten Stellung am Satzanfang genutzt wird (vgl. ebd., bspw. AB 3A, 3B), spiegelt sich ein gesprochener Duktus syntaktisch wieder, wird es derart doch typischerweise im Rahmen mündlicher Kommunikation positioniert (vgl. Dudenredaktion 2001: 1462). Auf sprachlich-stilistischer Ebene zeichnet sich eine gesprochene Textkonzeption vor allem durch die Verwendung von Umgangssprache ab, also beispielsweise von Verben wie *kotzen* (vgl. ebd., AB 2) und *pinkeln* (vgl. ebd.) oder Phrasen wie

¹⁹⁸ Aus dem Gesamtzusammenhang des Briefs geht hervor, dass das Substantiv *Teupitz* für *psychiatrische Einrichtung* steht, also metonymisch verwendet wird. Das Verb *verdanken* ist hier ironisch gemeint.

¹⁹⁹ Eine absolute Aussage über die konzeptionelle Ausrichtung von Abschiedsbriefen lässt sich letztlich nur dann treffen, wenn man Abschiedsbriefe auch *in Relation* zu anderen Briefsorten betrachtet. Da an dieser Stelle aus Platzgründen allerdings kein Abgleich mit anderen Briefsorten unter dem Gesichtspunkt der Konzeption erfolgen kann, werden im Folgenden lediglich einzelne Indikatoren für die jeweilige konzeptionelle Richtung angeführt. Sie konnten auf der Basis der von Koch/Oesterreicher beschriebenen Versprachlichungsstrategien einer schriftlichen bzw. mündlichen Textkonzeption identifiziert werden (vgl. Koch/Oesterreicher 1985: 23).

bringt alles wieder ins Lot (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, AB 28) und *Irrenhäuser durchwandern* (vgl. ebd., AB 38). Auch die eng damit verbundene teilweise vulgärstilistische Textgestaltung unterstützt den Eindruck von konzeptioneller Mündlichkeit. Sie schlägt sich insbesondere in Beschimpfungen wie zum Beispiel *Hure* (vgl. ebd., AB 30) oder *Scheißfamilie* (vgl. ebd., AB 21), aber auch Selbstabwertungen wie *Lump* (vgl. ebd., AB 40) nieder. Darüber hinaus verweisen Tilgungen von Verbindungen (vgl. ebd., bspw. AB 26: *ich habe* vs. *ich hab*´) oder auch der Gebrauch des Partikels *ja* (vgl. ebd., bspw. AB 7, 38) auf eine konzeptionell mündliche Ausrichtung.

Eine *schriftliche* Konzeptionsrichtung drückt sich in den Abschiedsbriefen wiederum insbesondere dann aus, wenn die Versprachlichung des zu vermittelnden Inhalts – begünstigt durch die Möglichkeit zur Reflexion, die die graphische Realisierungsform mit sich bringt – eine gewisse Textplanung erkennen lässt. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn Emittenten ihren Text mithilfe rhetorischer Mittel wie Metaphern, Personifikationen oder Wiederholungen ausschmücken (vgl. ebd., bspw. AB 14, 22B, 28) oder Zitate (vgl. ebd., bspw. AB 7, 15, 22B), Überschriften (vgl. ebd., bspw. AB 16, 22A, 22B) sowie Absatznummierungen (vgl. ebd., bspw. AB 35, 38, 46A) integrieren. Auch die Verwendung von stark formalisierten biblisch-religiös geprägten Wendungen (vgl. ebd., bspw. AB 11, 33, 37A) sowie teilweise von Fach- oder Verwaltungssprache (vgl. ebd., bspw. AB 31A, 32B, 46A) setzt eine textgestalterische Überlegung des Emittenten voraus.²⁰⁰ Auf syntaktischer Ebene zeigt sich eine bewusste Textgestaltung vor allem darin, dass Gedankenstriche genutzt werden (vgl. ebd., bspw. AB 10, 20, 28). Ein solches Satzzeichen ist nicht – wie ein Satzschlusszeichen oder Komma – zwingend notwendig, um einen korrekten Text zu erstellen, und damit ebenfalls das Resultat eines textuellen Planungsprozesses.²⁰¹

Die *Kommunikationsrichtung* der Abschiedsbriefe konnte als eindeutig *monologisch* bestimmt werden, „Reziprozität ist dem Abschiedsbrief wesensfremd“ (Schlinzig 2012: 20), stellt auch Schlinzig fest. Zum einen rekurrieren die betrachteten Texte nicht auf vorangegangene Briefe.²⁰² Zum anderen antizipieren die Emittenten – vermutlich aufgrund ihrer festen Überzeugung, in Kürze zu sterben²⁰³ – keine Interaktion im Sinne eines kommuni-

²⁰⁰ Vgl. zu sprachlich-stilistischen Merkmalen von Abschiedsbriefen genauer Kapitel 4.3.5.

²⁰¹ Gleichwohl finden sich trotz der durch die gewählte Realisierungsform gegebenen Gelegenheit zur Textplanung in der Mehrzahl der Briefe auch – zum Teil zahlreiche – orthographische und Interpunktionsfehler (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 6, 7, 30). Diese könnten zum einen Resultat der besonderen Gesamtsituation des Verfassers, zum anderen aber auch mangelnden Kenntnissen im Bereich Rechtschreibung und Interpunktion geschuldet sein.

²⁰² Dies bestätigt auch Fobbe 2011: 87.

²⁰³ Unumstößlichkeit wird vor allem durch Phrasen wie *ich mußte es tun* (Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 3A) oder *ich kann nicht anders* (ebd., bspw. AB 24) signalisiert.

kativen Austauschs. Dies wird anhand der Verteilung der Satzarten in den untersuchten Abschiedsbriefen deutlich. So finden sich nur in wenigen Briefen Fragesätze, in allen Texten dominieren Aussagesätze.²⁰⁴ In ein Actio-Reactio-Verhalten treten die Kommunikationspartner lediglich insofern ein, als manche Emittenten die Adressaten zu bestimmten Handlungen auffordern und diese dem möglicherweise nachkommen (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 5, 14, 21); „wenn überhaupt vollzieht sich die Antwort [also, K. H.] als Handlung“ (Schlinzig 2012: 20). Die Monologizität der Briefe geht mit einer *Rollenzuteilung* zwischen den Kommunikanten einher, die von ausgeprägt *asymmetrischer* Natur ist. Der Emittent dominiert hinsichtlich kommunikativer Parameter deutlich. So nimmt er erstens durch seinen Suizid dem Rezipienten die Möglichkeit zur Antwort, zweitens bestimmt er allein den Zeitpunkt für die Eröffnung der Kommunikation, der zugleich dem der Beendigung entspricht. Da die kommunikative Handlung ausschließlich von ihm initiiert und getragen wird, fällt dem Emittenten drittens das alleinige Recht auf Wahl des Themas sowie der Stilebene zu.

Abschiedsbriefkommunikation ist – so hat die Analyse ferner gezeigt – entweder *dyadisch* oder findet zwischen *einem Emittenten und mehreren Adressaten* statt, bei denen es sich vermutlich in den allermeisten Fällen zugleich auch um die Rezipienten – oder zumindest einen Teil von ihnen²⁰⁵ – handelt. Die *Emittenten* der im Korpus enthaltenen Briefe sind zumeist männlich (63,08 %, n = 41) und durchschnittlich 30,43 (SD = 14,45) Jahre alt gewesen, wobei der jüngste Verfasser der untersuchten Briefe 14 Jahre, der älteste 59 Jahre gelebt hat. Sie haben den verschiedensten beruflichen und damit sozialen Schichten angehört; sowohl Akademiker als auch nicht studierte Fachkräfte bis hin zu Schülern, Studenten, Auszubildenden, nicht erwerbstätigen Personen als auch Häftlingen befinden sich unter den Emittenten (vgl. Anhang III: Hintergrundinformationen, bspw. HI 5, 9, 26). Vielen von ihnen ist gemein, dass sie psychisch und/oder körperlich beeinträchtigt oder auch in anderweitiger Hinsicht schwierigen Lebensumständen²⁰⁶ ausgesetzt gewesen sind (vgl. ebd., bspw. AB 14, 29, 31A). Sie wenden sich in ihrem letzten Brief zumeist an *konkrete* Einzelpersonen. Entsprechend stellt auch Paul Rosenblatt fest, dass „a suicide note is written with some particular person in mind“ (Rosenblatt 1985: August, zitiert nach Leenaars 1988: 39). Es handelt sich bei diesen *Adressaten* um dem Suizidenten sehr vertraute Men-

²⁰⁴ Dabei handelt es sich sowohl um Hypotaxen, Parataxen als auch eigenständige Hauptsätze.

²⁰⁵ Es ist denkbar, dass neben den konkret angesprochenen Personen auch andere Bekannte, Polizeivertreter oder Gerichtsmediziner die Briefe lesen.

²⁰⁶ Darunter sind beispielsweise finanzielle Krisen, Verlusterfahrungen und strafrechtliche Verfolgungen zu fassen.

schen, die ihm sicherlich persönlich gut bekannt gewesen sind und daher häufig face-to-face begegnet sein werden. So wendet sich die Mehrzahl der Verfasser an (Ehe-)Partner und/oder an Verwandte wie Eltern oder Geschwister, teilweise richten sich die Suizidenten auch an Freunde (vgl. Anhang III: Hintergrundinformationen, bspw. HI 1, 12, 17).²⁰⁷ Zwischen Emittent und Angesprochenem besteht also im Allgemeinen eine enge Beziehung, die einen intimen und zwanglosen Kommunikationsrahmen schafft. Sie drückt sich nicht nur in konkreten Bezeichnungen des Gegenübers als zum Beispiel *Bruder*, *Ehemann* oder *Freundin* (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 2, 3, 17) aus²⁰⁸, auch und vor allem durch die oben erwähnten Anrede- und Grußformeln wird die Vertrautheit der Partner reflektiert. Würden die Emittenten beispielsweise anstelle einer Anrede nach dem gängigen Muster *Meine liebe + Vorname* eine Wendung der Form *Hallo + Vorname* nutzen, signalisierten sie eine größere Distanz zum Adressaten.²⁰⁹ Die enge soziale Verbindung der Interaktanten spiegelt sich letztlich auch darin wider, dass man – wie im vorherigen Kapitel deutlich geworden ist – auf die im Rahmen der Briefkommunikation übliche personale, lokale sowie temporale Situierung eher verzichtet. So wird – vermutlich ausgehend von der Beziehung zueinander – vorausgesetzt, dass der Rezipient den vollständigen Namen des Emittenten sowie dessen Wohnort kennt, und es wird möglicherweise deshalb eine genaue Angabe zumeist unterlassen. Der weitestgehende Verzicht auf Ortsangaben – und auch Datumsangaben – kann allerdings auch auf die bereits erwähnte Tatsache zurückgeführt werden, dass die meisten Abschiedsbriefe in unmittelbarer Nähe zum Toten selbst aufgefunden werden und sich dadurch bereits lokal wie temporal einordnen lassen.

Die Kommunikationspartner agieren in der Regel als Privatpersonen: der Emittent als der kurz vor seinem Tod stehende Suizident, der Rezipient als der dem Emittenten vertraute Ansprechpartner. Besonders deutlich drückt sich ihre private Rolle in der fast ausschließlich verwendeten informellen Anrede mithilfe des Personalpronomens *du* sowie den beschriebenen informellen Anrede- und Grußformeln aus. Ferner werden – abgesehen vom Suizid selbst – intime Details aus dem Privatleben wie beispielsweise der gemeinsame Geschlechtsverkehr (vgl. ebd., AB 3), Liebesbeziehungen und heimliche Liebschaften (vgl. ebd., bspw. AB 17, 31 41) oder bisher nicht gestandene, vom Emittenten begangene Straftaten (vgl. ebd., AB 29, 33B, 44) behandelt.²¹⁰ Auch die oft von den Verfassern der unter-

²⁰⁷ Vgl. zu den in Abschiedsbriefen angesprochenen Personen Eisenwort et al. 2007: 677.

²⁰⁸ Teilweise sind die Informationen zur persönlichen Beziehung der Interaktanten nicht den Abschiedsbriefen selbst, sondern den Hintergrundinformationen entnommen worden.

²⁰⁹ Vgl. diesbezüglich Ermert 1979: 105, Nickisch 1991: 10.

²¹⁰ Vgl. zur thematischen Gestaltung von Abschiedsbriefen Kapitel 4.3.4.

suchten Briefe genutzte Handschriftlichkeit verweist auf einen privaten Kontext, ist sie doch weitestgehend Texten des *nicht* offiziellen bzw. öffentlichen gesellschaftlichen Sektors vorbehalten.²¹¹ Suizid-Abschiedsbriefe lassen sich daher eindeutig dem *privaten Handlungsbereich* zuordnen. Die Interaktion findet folglich in einem wenig verbindlichen Rahmen statt, in dem der Emittent beinahe keinerlei Restriktionen unterliegt.

4.3.3 Die kommunikative Funktion

Rolf stellt im Rahmen seines Gesamtklassifikationsversuchs von Textsorten fest, dass „die Textsortenbezeichnung, ob als Präsignal oder in Gestalt eines in einem Text in selbstreferentieller Verwendung enthaltenen Ausdrucks vorkommend, als der wichtigste – sprachliche – Indikator [...] der Textfunktion [...] einzuschätzen [ist]“ (Rolf 1993: 147). Folgt man dieser These, muss Abschiedsbriefen offensichtlich eine Kontaktfunktion zugesprochen werden, wie Rolf dies schließlich macht (vgl. ebd.: 280). Auch die hier durchgeführte Korpusuntersuchung weist – wie im Weiteren zu erläutern sein wird – darauf hin, dass es sich bei Suizid-Abschiedsbriefen um primär kontaktbezogene Texte handelt. Allerdings steht keinesfalls – wie von Rolf vermutet – die *Kündigung* des Kontakts im Zentrum. Obwohl durchaus Signale der Kontaktaufhebung erkennbar sind (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 2, 16, 46C), scheint die Mehrzahl der Emittenten ungeachtet der finalen Handlung des Suizids mit ihrem Brief vielmehr die Beziehung zum Adressaten *erhalten* zu wollen (vgl. ebd., bspw. AB 9, 10, 15). Rolfs Beschreibung von Abschiedsbriefen erfasst die spezifische textfunktionale Ausprägung dieser Texte aber auch insofern nicht zureichend, als sie unberücksichtigt lässt, dass sich neben kontaktbezogenen auch informative, appellative und – in geringerer Deutlichkeit – zudem deklarative Funktionsgehalte in ihnen nachweisen lassen. Inwieweit diese gleichwohl in engem Bezug zur Kontaktfunktion der Briefe stehen, wird im Folgenden ausgeführt. Zunächst ist jedoch darzulegen, anhand welcher Indikatoren die einzelnen funktionalen Richtungen identifiziert werden konnten.

Vor allem *sprachliche* – zum Teil aber auch *kontextbezogene* – Merkmale haben Hinweise auf die genannten funktionalen Konzepte gegeben.²¹² Im Hinblick auf die *Kontaktfunktion* ist bereits erwähnt worden, dass in den Texten Zeichen des *Kontaktabbruchs* verglichen

²¹¹ Eine Ausnahme stellt diesbezüglich das Kondolenzbuch dar, das – so lässt sich vor dem Hintergrundwissen über die Textsorte annehmen – zur *öffentlichen* Trauerbekundung ausgelegt wird, in das aber *handschriftlich* Eintragungen von Personen in meist *offizieller* Funktion vorgenommen werden.

²¹² Da nur insgesamt zwei Texte im Original-Layout vorliegen, konnten nicht-sprachliche Indikatoren wie *Layout* und *Abbildungen* weitestgehend nicht berücksichtigt werden.

mit denen des *Kontakterhalts* insgesamt selten gefunden werden konnten.²¹³ Zu ersteren ließen sich beispielsweise explizit performative Wendungen wie *Abschied nehmen* oder *verabschieden* (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 26, 46D, 18A), Schuldzuweisungen oder der Ausdruck von Hass zählen (z. B. *Vielleicht wäre bei etwas mehr Zuneigung u. Zärtlichkeit von Deiner Seite [...] alles nicht so gekommen* (vgl. ebd., AB 7)/*daß du die Schuld an meiner Handlung trägst* (vgl. ebd., AB 12B)/*Ihr Schweine* (vgl. ebd., AB 30)/*Scheißfamilie* (vgl. ebd., AB 21)). Dass es den Emittenten vielmehr um den *Erhalt* der Beziehung zum Adressaten zu gehen scheint, drücken sie ebenfalls auf innertextlicher Ebene *direkt* vor allem durch performative Verben aus. Darunter sind insbesondere die Tätigkeitswörter *verzeihen*, *wünschen*, *versprechen*, *danken* oder *grüßen* (vgl. ebd., bspw. AB 2, 6, 9, 33) zu fassen. Auch Satzstrukturen, die Performativa gleichzustellen sind, wie zum Beispiel die Phrasen *es tut mir leid* (vgl. ebd., bspw. AB 24, 38) und *bitte verzeihe mir* (vgl. ebd., bspw. 14) bzw. Varianten davon, zeigen das Streben der Emittenten nach *Kontakterhalt*. *Indirekt* wiederum signalisieren sie ein solches, indem sie ihre Zuneigung dem Adressaten gegenüber einerseits explizit durch Liebesbekundungen und Wertschätzungen (z. B. *ich liebe Dich so sehr* (vgl. ebd., AB 4)/*dem du alles warst* (vgl. ebd., AB 2)/*wie lieb hatte ich Dich* (vgl. ebd., AB 46B)/*Du bist ein einzigartiger Mensch* (vgl. ebd., AB 14)) ausdrücken. Andererseits verweisen sie implizit durch den Freispruch der Angesprochenen von Schuld an ihrem Suizid (vgl. ebd., bspw. AB 22A, 39), die Hoffnung auf ein Wiedersehen nach dem Tod (vgl. ebd., bspw. AB 9, 18D) sowie den Hinweis, dass ihre letzten Gedanken den Adressaten gehören (vgl. ebd., bspw. AB 11, 46C, 46D), drauf.

Die *informative funktionale Ausrichtung* wird ausschließlich *indirekt* indiziert. So zeigen auf *sprachlicher* Ebene insbesondere das Verb *wissen* (vgl. ebd., bspw. AB 14, 18E, 23), aber auch die Tätigkeitswörter *glauben*, *denken*, *finden*²¹⁴, *kennen* oder *gestehen* (vgl. ebd. AB 26, 15, 22B, 28, 19) den informativen Charakter von Abschiedsbriefen an. In manchen Briefen finden sich neben den genannten typischen Verben auch Phrasen, die auf eine Informationsabsicht²¹⁵ hindeuten; hier sind beispielsweise die Floskeln *Ausdruck zu verleihen* (vgl. ebd., AB 38) oder *unserer Ansicht nach* (vgl. ebd., AB 22B) zu nennen. Den Sicherheitsgrad des auf diese Weise mitgeteilten Wissens schränken die Emittenten zum Teil mit den Adverbien *bestimmt*, *sicherlich* oder *vielleicht* (vgl. ebd., bspw. AB 32B, 22A, AB

²¹³ Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Leenaars im Rahmen seiner Untersuchung, wenn er schreibt, dass „the notes clearly reflect a wish to *maintain* a tie“ (Leenaars 1988: 43, Hervorhebung K. H.).

²¹⁴ Im Sinne von *der Meinung sein*.

²¹⁵ Zwischen *Textfunktion* und *wahrer Intention* des Emittenten konnte kein Unterschied festgestellt werden. Daher werden die Begriffe *Funktion*, *Zweck* und *Absicht* im Folgenden synonym verwendet.

15) ein; teilweise evaluieren sie den kommunizierten Inhalt auch, indem sie Ausdrücke wie zum Beispiel *das beste [sic!]* (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, AB 44), *das Richtige* (vgl. ebd., 35A), *hat ein Gutes* (vgl. ebd., AB 34), *Schlamassel [sic!]* (vgl. ebd. 32B) nutzen.²¹⁶ Neben diesen sprachlichen Indikatoren gibt als *kontextuelles* Anzeichen das vorausgesetzte Hintergrundwissen der Rezipienten einen Hinweis auf den informativen – verstanden als wissenserweiternden (vgl. Dudenredaktion 2002: 498) – Funktionsgehalt der Briefe. So ist grundsätzlich von einem Wissensgefälle zwischen Emittenten und Rezipienten hinsichtlich des behandelten Hauptthemas – dem Suizid des Briefverfassers²¹⁷ – auszugehen. Die Adressaten sind vor dem Lesen des Abschiedsbriefs sicherlich nicht von den Emittenten über ihren bevorstehenden Suizid in Kenntnis gesetzt worden, denn andernfalls hätten sie – wie bereits erläutert – die ihnen nahestehende Personen sicherlich von ihrer Tat abgehalten. Folglich stellen die Ursachen für den Suizid – die in den Briefen primär ausgeführt werden²¹⁸ – für die Adressaten ein neues Wissen dar; dem jeweiligen Text kommt damit ein informativer Charakter zu.

Im Gegensatz zur informativen funktionalen Tendenz der Briefe wird ihr *appellativer Funktionsgehalt* vor allem *direkt* auf sprachlicher Ebene signalisiert. So nutzen die Emittenten einerseits explizit performative Verben wie vor allem *bitten* und *erbitten* (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 12A, 34, 46A)²¹⁹, andererseits zu explizit performativen Verben äquivalente grammatische Strukturen. Zu nennen sind hier insbesondere Imperative, die teilweise mit dem Partikel *bitte* verbunden werden (vgl. ebd., bspw. AB 30, 31B, 44); auch Kombinationen aus einem der Modalverben *sollen*, *müssen*, *mögen*, *dürfen* oder *können* und einem Infinitiv finden sich (vgl. ebd., bspw. AB 20, 36, 5, 22B). *Indirekt* hingegen spiegeln sich Appelle vereinzelt in Phrasen wie zum Beispiel *wirst Du vielleicht vernünftiger* (vgl. ebd., AB 4), *vielleicht ist es möglich* (vgl. ebd., AB 5) oder *Es liegt an dir, mir zu verzeihen* (vgl. ebd., AB 31B) wider. Auch Fragen, die den Adressaten dazu auffordern, eine Information preiszugeben, sowie die Äußerung von Wünschen haben indirekt appellativen Charakter (vgl. ebd., bspw. AB 34, 41, 28). Die Appelle beziehen sich überwiegend auf die Beerdigung des Emittenten (vgl. ebd., bspw. AB 4, 21, 22B), die Übermittlung von Grüßen und Liebe (vgl. ebd., bspw. AB 19, 31B, 32A), die gegenseitige

²¹⁶ Die somit eher meinungsbetonte Darstellung ist allerdings keineswegs als typisch für Suizid-Abschiedsbriefe zu bezeichnen, denn ebenso finden sich eher sachbetonte Ausformungen. Ein Extrembeispiel für erstere stellt Abschiedsbrief 21 dar, für zweitere Abschiedsbrief 31A (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe).

²¹⁷ Vgl. Kapitel 4.3.4.

²¹⁸ Vgl. ebd.

²¹⁹ Vor allem sie haben sicherlich zum intuitiven Eindruck des Psychologen Leenaars beigetragen, dass „[t]here is [...] a demanding, commanding, pleading quality in suicide notes“ (Leenaars 1988: 43).

Unterstützung der Hinterbliebenen (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 15, 18D, 18E) sowie das Vergeben des Adressaten dem Emittenten gegenüber (vgl. ebd., bspw. AB 11, 31B, 35B).

Die *deklarative* funktionale Ausrichtung mancher Briefe offenbart sich auf sprachlicher Ebene *direkt* durch explizit performative Formeln mit den Verben *schenken* und *gehören* (vgl. ebd., bspw. AB 17, 46C, 40). Auch dazu synonyme Wendungen wie *können [...] haben* (vgl. ebd., AB 22B) oder *Erben meiner persönlichen Habe* (vgl. ebd., AB 34) sind zu finden und dienen ebenso wie die Performativa der Klärung von Besitzverhältnissen und Erbansprüchen.

Da die meisten Briefe auf sprachlicher Ebene Indikatoren aufweisen, die *sowohl* auf eine Kontakt- *als auch* eine Informations- und/oder Appellfunktion – weniger ausgeprägt zum Teil zudem auf eine Deklarationsfunktion – hindeuten (vgl. ebd., bspw. AB 3A, 25, 36), konnte letztlich nur aufgrund von Kontextindikatoren die *Kontaktfunktion* als die vorrangige funktionale Ausrichtung von Suizid-Abschiedsbriefen bestimmt werden.²²⁰ Wesentliche Bedeutung ist dabei der beschriebenen Tatsache zugekommen, dass Emittent und Rezipient eines Abschiedsbriefs in der Regel eine *enge* Beziehung zueinander haben (vgl. Kapitel 4.3.2), ist diese doch an die Einhaltung für sie spezifischer Verhaltensnormen geknüpft. So wird immer dann, wenn man nahestehende Menschen wie Eltern, Freunde oder (Ehe-)partner verlässt – sei es im Sinne einer kurzzeitigen oder einer dauerhaften Trennung – erwartet, sich von ihnen zu verabschieden; ein Nichtbeachten würde sich negativ auf die Beziehung auswirken. Demzufolge richten beispielsweise minderjährige Kinder in der Regel noch einige kurze Worte an ihre Eltern, bevor sie Freunde besuchen, oder eine Ehefrau an ihren Mann, bevor sie auf eine Geschäftsreise geht. Unter der Prämisse, dass auch Suizidenten die ihnen nahestehenden Personen nicht enttäuschen wollen, und aufgrund der Stärke dieser sozialen Regel insbesondere bei längeren Trennungen – der Suizid stellt die radikalste Form von ihnen dar – ist anzunehmen, dass auch zukünftige Suizidenten sie zu befolgen beabsichtigen.²²¹ Da sie aus dem im voranstehenden Kapitel erläuterten Grund dies aber nicht in unmittelbarer Form umsetzen können, bleibt ihnen dazu nur der mittelbare Weg per Brief. Der Abschiedsbrief ist damit – so lässt sich mit Schlinzig schlussfolgern – „soziale Verpflichtung und hat primär harmonisierende Funktion“ (Schlinzig 2012: 7), das heißt vor allem eine Kontaktfunktion. Die integrierten Informationen, Appelle und

²²⁰ Auch Fobbe schreibt Suizid-Abschiedsbriefen die *Kontaktfunktion* als primäre Funktion zu (vgl. Fobbe 2011: 102).

²²¹ Dies gilt allerdings nur für solche Suizidenten, die letztlich auch einen Text hinterlassen. Nicht-Abschiedsbriefschreiber widersetzen sich der Regel.

Besitzregelungen widersprechen dieser funktionalen Zuordnung des Abschiedsbriefs keineswegs, dienen doch auch sie vor allem dazu, die Beziehung zu den Hinterbliebenen in ihrer vorherigen Qualität aufrecht zu erhalten: Indem die Emittenten – wie erwähnt – vor allem über die Ursachen für die von der Gesellschaft abgelehnte, aber dennoch von ihnen begangene Tat informieren, beantworten sie die unmittelbar im Raum stehende Frage nach dem *Warum*. Es ist vor dem Hintergrund des beschriebenen Handlungsbereichs und Partnerbezugs anzunehmen, dass sie damit nicht lediglich das Wissen der Hinterbliebenen zu erweitern beabsichtigen haben. Vielmehr muss davon ausgegangen werden, dass sie ihnen dadurch primär erleichtern wollten, den Suizid der ihnen nahestehenden Person nachzuvollziehen und Verständnis ihr gegenüber aufzubringen. Damit sind die gegebenen Informationen eindeutig kontaktbezogen, sie sind funktional auf die Beziehung der beiden Kommunikationspartner ausgerichtet. Die verwendeten Appelle wiederum können das Verhältnis der Interagierenden insofern fördern, als diejenigen von ihnen, die sich im weitesten Sinne auf Organisatorisches beziehen, ein gewisses Vertrauen in die Adressaten ausdrücken. Man fordert hinsichtlich einer Sache – zum Beispiel der eigenen Beerdigung – schließlich nur solche Personen auf, denen man ein adäquates Befolgen der diesbezüglichen Appelle zutraut. Dabei sind aber auch diejenigen Appelle, die nicht auf die Abwicklung bestimmter Handlungen referieren, kontaktbezogen zu nennen. Insbesondere die häufig vertretene Aufforderung dazu, dem Emittenten zu verzeihen, dient der Beziehungskonstruktion zwischen Emittent und Rezipient. Indem die Emittenten die Adressaten um Vergebung bitten, deuten sie an, dass ihnen die (positive) Beziehung zu ihnen wichtig ist. Sie zeigen, dass es für sie von Relevanz ist, wie die Adressaten über sie bzw. ihre Tat denken, und drücken damit zugleich die große Bedeutung aus, die die Adressaten für sie zu haben scheinen. Diese wiederum unterstreichen sie letztlich auch dadurch, dass sie sie zum Teil als Erben bestimmen. Die Erbschaft ist dabei nicht nur als Zeichen von Wertschätzung aufzufassen, sondern insbesondere als erneutes Zeichen des Vertrauens in die Adressaten. Ihnen wird zugetraut, die vermachten Dinge von persönlichem und finanziellem Wert angemessen zu behandeln und zu achten. Letztlich erweisen sich sowohl die identifizierte Appell-, Informations- als auch Deklarationsfunktion der untersuchten Briefe daher lediglich als Zusatzfunktionen. Es geht nicht in erster Linie darum, die Adressaten zu informieren, sie zu bestimmten Dingen aufzufordern oder um eine testamentarische Regelung. Vielmehr scheinen die Emittenten diese Elemente zu integrieren, um sicherzustellen, dass

die Adressaten ihnen trotz des Kontaktabbruchs – den ein Suizid immer darstellt – und die dadurch bedingte Infragestellung der Qualität ihrer Beziehung²²² weiterhin zugeneigt sind. Der Abschiedsbrief stellt damit den Versuch dazu dar, über den eigenen Tod hinaus eine Art Beziehungsmanagement zu betreiben.

4.3.4 Das Thema und seine Entfaltung

Die Untersuchung der Wiederaufnahmestrukturen hat gezeigt, dass im Falle von Suizid-Abschiedsbriefen vor allem auf die Suizidenten selbst (*ich*), die Adressaten (*du/ihr*), aber auch Dritte (*Nennung von Vornamen*) referiert wird.²²³ Diese dominierenden Bezugsausdrücke sind allerdings nicht – wie im Rahmen der theoretischen Ausführungen deutlich geworden ist (vgl. Kapitel 3.4.4) – mit dem Hauptthema bzw. den Nebenthemen zu wechseln. Es gilt bekanntermaßen zu berücksichtigen, was über die Referenzträger in den jeweiligen Briefen ausgesagt wird. Hinsichtlich des Bezugsausdrucks *ich* fällt dabei auf, dass sich ein Muster in beinahe allen Briefen wiederholt. So eint sie das Thema *Ich bringe mich um*, das zum Zwecke der Abstraktion vom Einzelbrief hier umformuliert wird als *Der geplante Suizid des Briefschreibers*. Es stellt das *Hauptthema* der Briefe dar²²⁴ und ist eng an ihre primäre Funktion – also ihre Kontaktfunktion – gebunden. Einerseits wird der Kontakt zum Adressaten wegen des bevorstehenden Suizids überhaupt erst gesucht; der Suizid stellt den Schreibanlass dar. Andererseits ist die Thematisierung des Suizids zwingend notwendig, um das Handlungsziel des Beziehungserhalts – das heißt die Geneigtheit des Adressaten dem Emittenten gegenüber – möglichst vollkommen erreichen zu können.²²⁵ Würde der Emittent zum Beispiel ausschließlich seine Liebe zu den Adressaten behandeln, wäre dies zwar vermutlich auch beziehungsfördernd, die durch den Suizid verursachte Erschütterung der Beziehung würde aber – so ist anzunehmen – wohl nicht in gleicher Weise abgemildert. Erst dann, wenn der Suizident seinen Suizid zu plausibilisieren versucht, wenn er seine Tat nicht als Reaktion auf ein eventuelles Fehlverhalten von Nahestehenden

²²² Dem liegt der Gedanke zugrunde, dass intakte und intensive Beziehungen zu anderen Menschen vor Suizid schützen (vgl. Haenel 1989: 28).

²²³ Ist eine Anrede vorhanden, stellt diese den Bezugsausdruck der im Brieftext genannten anaphorischen Personalpronomen *du/ihr* dar. Eine Unterschrift wiederum verweist zurück auf das im Text aufgeführte Personalpronomen *ich*. Im Brieftext selbst werden die erwähnten Personalpronomen zur Bezeichnung von Suizident und Adressat zumeist durch Wiederholungen, in Einzelfällen durch Namensnennung, aufgenommen. Auf Vornamen von Dritten wird durch die anaphorischen Personalpronomen *er/sie* rekuriert. Insgesamt besteht Kohäsion zwischen aufeinanderfolgenden Sätzen.

²²⁴ Auch Fobbe und Schlinzig bestimmen *den geplanten Suizid des Emittenten* als das zentrale Thema von Abschiedsbriefen (vgl. Fobbe 2011: 103, Schlinzig 2012: 15).

²²⁵ Das Verfassen eines letzten Briefs an sich bildet – wie im vorangegangenen Kapitel angedeutet – dazu nur die Basis.

erscheinen lässt – kurz: wenn er seinen Suizid diskutiert – wird er die Beziehung zum Adressaten mit höherer Wahrscheinlichkeit stabilisieren können. Da der selbstgewählte Tod des Emittenten die Ursache für die Beziehungsstörung ist, stellt seine Reflexion eine wesentliche Voraussetzung für deren Milderung bzw. Aufhebung dar.

Verschiedene lexikalische Mittel drücken das Hauptthema der Briefe aus. Nur selten wird der *Suizid* als solcher explizit benannt (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 5, 46A); auch der referenzidentische Begriff *Freitod* (vgl. ebd., bspw. AB 22A, 31B) findet sich in nur geringer Anzahl.²²⁶ Vielmehr nutzen die Emittenten Pronomen und Substantive, die sehr viel indirekter Bezug auf den selbstgewählten Tod des Emittenten nehmen.²²⁷ So wird häufig das Personalpronomen *es* (vgl. ebd., bspw. AB 7, 13B, 15), teilweise auch das Demonstrativpronomen *dies* (vgl. ebd., bspw. AB 35B, 46C) verwendet; beide verweisen dabei weder anaphorisch noch kataphorisch auf einen semantisch konkreteren Ausdruck.²²⁸ Die Emittenten sprechen auch oft von ihrer *Tat* (vgl. ebd., bspw. AB 4, 22A, 33) bzw. *Handlung* (vgl. ebd., bspw. AB 12B, 38) oder ihrem *Entschluss* (vgl. ebd., bspw. AB 3A, 7, 23). Metaphorisch und zugleich euphemistisch gebrauchen sie die Substantive *Weg* bzw. *Ausweg* (vgl. ebd., bspw. AB 5, 10, 39), *Schritt* (vgl. ebd., bspw. AB 10, 12A, 17) oder *Ende* (vgl. ebd., bspw. AB 9, 19, 27). Gelegentlich verweisen sie auf ihren Tod, indem sie Lexeme aus dem Themenbereich *Tod/Beerdigung* wie zum Beispiel *Leiche*, *Grab*, *Urne* (vgl. ebd., bspw. AB 16, 4, 46D) in ihren Text integrieren oder das Mittel zur Herbeiführung desselben nennen (vgl. ebd., bspw. AB 7, 8A, 31A). Recht häufig drücken sie ihre suizidale Tat mithilfe von Verben aus wie *sich umbringen* (vgl. ebd., AB 18A, 21) oder *sterben* (vgl. ebd., bspw. AB 2, 22B, 37A) bzw. den euphemistischen Varianten *gehen* (vgl. ebd., bspw. AB 2, 6, 9), *verlassen* (vgl. ebd., AB 3A, 18F), *sich für immer verabschieden* (vgl. ebd., bspw. AB 18A, 46D, 29). Alternativ werden Wendungen verwendet, in die das Substantiv *Leben* oder das Verb *leben* integriert sind. Hier lassen sich beispielsweise die Phrasen *das Leben nehmen* (vgl. ebd., bspw. AB 3B, 13A), *aus dem Leben scheiden* (vgl. ebd., bspw. AB 7), *nicht mehr leben* (vgl. ebd., bspw. 5, 8A, 35A) anführen.

Das Hauptthema der Briefe steht in unmittelbarem Bezug zu deren Emittenten, es ist also lokal auf diese hin orientiert. Temporal verhält sich das Thema nachzeitig zum Äußerungszeitpunkt, denn der Suizid ist als lebensbeendende Maßnahme dem Schreiben des Briefs

²²⁶ Wohingegen das Substantiv *Tod* und/oder das Adjektiv *tot* in zahlreichen Texten zu finden sind (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 2, 5, 7).

²²⁷ Dies bestätigt Fobbe 2011: 103.

²²⁸ Der Rezipient muss also aufgrund kontextueller Faktoren erschließen, dass der Suizid des Emittenten gemeint ist.

zwangsläufig zeitlich nachgestellt. Das Textthema wird von den Emittenten im Modus der Ernsthaftigkeit präsentiert und primär explikativ²²⁹ entfaltet.²³⁰ Dabei stellt die – wie beschrieben – in vielen Formulierungsvarianten zu findende und daher hier stilisierte Phrase *Ich bringe mich um* das *Explanandum* in den einzelnen Briefe dar, der Suizid des Emittenten ist also das *zu Erklärende*. Das *Explanans* zeigt sich ebenfalls in vielerlei sprachlicher und darüber hinaus auch inhaltlicher Gestalt, wobei es nie vollständig – das heißt dem von Hempel/Oppenheim beschriebenen Modell entsprechend – ausformuliert wird; die Emittenten verzichten zumeist auf die Nennung einer Gesetzesaussage und erwähnen lediglich Anfangsbedingungen, diese zumeist aber in großer Anzahl. Sie können zu folgenden sieben inhaltlichen Gruppen – bzw. Nebenthemen – zusammengefasst werden²³¹: So legen einige Suizidenten erstens eine insgesamt *schwierige Lebenssituation* dar, geprägt von vor allem Krankheit (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 19, 36, 38), finanziellen Sorgen (vgl. ebd., AB 3B, 43, 46D), dem Verlust des Partners (vgl. ebd., bspw. AB 4, 7, 9) oder strafrechtlichen Vergehen (vgl. ebd., bspw. AB 42, 32A, 32B). Zweitens wird oft auch eine Reihe von *Gefühlen* wie zum Beispiel Einsamkeit (vgl. ebd., bspw. AB 7, 11, 22B), Hilflosigkeit (vgl. ebd., bspw. AB 14, 15, 35B), Kraftlosigkeit (vgl. ebd., bspw. AB 16, 18A, 20), Qual/Leid (vgl. ebd., bspw. AB 1, 19, 38) oder Freudlosigkeit (vgl. ebd., bspw. AB 1, 9, 38) umschrieben. In vielen Texten wiederholen sich dabei die Phrasen *Ich kann nicht mehr* (vgl. ebd., bspw. AB 3A, 11, 15) oder *Ich habe keine Kraft mehr* (vgl. ebd., bspw. AB 16, 18A, 20). Darüber hinaus erklären die Emittenten drittens im Zuge einer Schuldzuweisung, dass *das Gegenüber* sie nicht adäquat behandelt hat (vgl. ebd., bspw. AB 4, 6, 13B), oder sie viertens *keinen anderen Ausweg* als den Suizid sehen (vgl. ebd., bspw. AB 3A, 14, 17); letzteres wird oft mittels der Wendung *Ich kann nicht anders* formuliert (vgl. ebd., bspw. AB 15, 24, 32A). Sie nehmen fünftens *das eigene Ich*²³² (vgl. ebd., bspw. AB 19, 27, 15) oder sechstens die *Gesellschaft/Welt* (vgl. ebd., bspw. AB 22B, 26, 28) als einen ihren Tod bedingenden Faktor wahr. Schließlich führen sie siebtens ein großes *Ruhebedürfnis bzw. den drängenden Wunsch, zu sterben* (vgl. ebd., bspw. AB 8A,

²²⁹ In wenigen Briefen wird das Hauptthema (auch) *argumentativ* oder *deskriptiv* entfaltet (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 22B, 3A [argumentativ], AB 43, 46A [deskriptiv]). Aufgrund der geringen Anzahl solcher Fälle wird auf eine ausführlich Darstellung dessen verzichtet.

²³⁰ Die linguistische Analyse bestätigt damit die Feststellung der Psychologen Ho et al., dass die Verfasser von Abschiedsbriefen „feel the need to *explain* the circumstances leading to their suicide“ (Ho et al. 1998: 472, Hervorhebung K. H.). Diese Auffassung findet sich ebenfalls bei Rogers/Lester wieder, die hervorheben, dass die Emittenten „try to explain and justify the suicidal act“ (Rogers/Lester 2010: 159).

²³¹ Dabei sind jedoch nicht in jedem Brief Vertreter einer jeden Gruppe zu finden gewesen.

²³² Auf sprachlicher Ebene zeigt sich dies vor allem anhand von Selbstabwertungen wie zum Beispiel *Versager* oder *feiger Hund* (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, AB 7, 2).

22B, 28), an. Anhand der genannten Kategorien ist ersichtlich, dass das explikative Grundmuster vor allem *emotiv-erklärend*²³³ realisiert wird. Oft drücken die integrierten Anfangsbedingungen persönliche Empfindungen des Emittenten aus.

Da das Hauptthema zwar hauptsächlich, aber nicht ausschließlich explikativ entfaltet wird, finden sich neben den als Anfangsbedingungen präsentierten Themen noch weitere thematische Nebenkomplexe, die der Vollständigkeit halber an dieser Stelle genannt werden sollen. Dazu gehören insbesondere: *Die Liebe/Zuneigung des Emittenten dem Adressaten gegenüber* (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 4, 6, 8B), *Das Vergeben des Suizids durch den Adressaten* (vgl. ebd., bspw. AB 11, 14, 17), *Der Trost des Adressaten durch den Emittenten* (vgl. ebd., bspw. AB 18A, 22B, 37B), *Ein besseres Leben für den Adressaten* (vgl. ebd., bspw. AB 4, 7, 13A), *Organisatorisches im Nachhinein des Suizids* (vgl. ebd., bspw. AB 13B, 25, 30), *Lebensereignisse des Emittenten* (vgl. ebd., bspw. AB 9, 14, 29). Vor allem das zuerst aufgeführte Nebenthema ist präsent in den untersuchten Briefen und unterstützt in besonderem Maße die Realisierung der Kontaktfunktion. Auch über die drei im Anschluss daran genannten Themen entfaltet sich das Handlungsziel des Beziehungserhalts.

Abschließend lässt sich am Beispiel des Abschiedsbriefs 38 die – in diesem Fall allerdings zum Teil auch *rational-erklärend*²³⁴ realisierte – explikative Entfaltung des Hauptthemas nochmals nachvollziehen, ist der Erklärungscharakter doch hier besonders ausgeprägt (vgl. ebd., AB 38 sowie Abb. 3):

[Anfangsbedingungen:]

- Meine Krankheit ist unheilbar.
- Ich will das durch meine Krankheit Erlebte nicht noch einmal erleben.
- Meine Krankheit und ihre Behandlung nehmen mir meine Fähigkeiten.
- Ich will nicht Almosenempfänger sein.
- Die Vorstellung, dass die Kinder ihren Vater im Irrenhaus besuchen müssen, ist unerträglich.
- Der Gedanke, dass die Kinder meine Krankheit geerbt haben, ist unerträglich.
- Ich möchte nicht auf einem Schonplatz arbeiten.
- Meine Krankheit belastet die Familie.
- Meine finanzielle Situation ist ungewiss.
- Ich habe keine Freude mehr am Leben.
- Mein Leben ist nur noch ein Vegetieren.
- Ich brauche Ruhe.

Ich habe beschlossen, den Freitod zu wählen. [Explanandum]

Abbildung 3. Die explikative Entfaltung des Hauptthemas am Beispiel des Abschiedsbriefs 38 (vgl. ebd.)

²³³ Zum Teil realisieren die Emittenten das thematische Grundmuster (auch) *rational-erklärend* (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, AB 3B, 38).

²³⁴ So sind beispielsweise die Anfangsbedingung *Meine Krankheit ist unheilbar* sowie *Meine finanzielle Situation ist ungewiss* objektiv nachvollziehbar, während zum Beispiel die Aussage *Ich habe keine Freude mehr am Leben* einer subjektiven Empfindung entspricht.

Zur Erklärung seines selbstgewählten Todes nennt der Emittent vor allem Anfangsbedingungen, die der inhaltlichen Gruppe *schwierige Lebenssituation* (Krankheit, finanzielle Sorgen) zuzuordnen sind, zudem führt er Aussagen bezüglich eigener *Gefühle* (Leid) und seines *Ruhebedürfnisses* an. Zugehörige Gesetzesaussagen formuliert er wie die meisten Abschiedsbriefverfasser nicht. Rekonstruiert man diese allerdings, fällt auf, dass sie keineswegs – im Sinne des idealtypischen Musters einer *Erklärung* nach Hempel/Oppenheim – allgemeinen und unumstößlichen Regeln wie beispielsweise *Wenn es unter null Grad kalt ist, gefriert Wasser* entsprechen. Sie unterstellen keine strikte Ursache-Wirkungs-Beziehung, sondern beruhen auf Überzeugungen des suizidalen Emittenten. Dies begrenzt ihre Geltungskraft. So hat zum Beispiel die der zuerst genannten Anfangsbedingung zugrundeliegende Gesetzmäßigkeit *Wenn man unheilbar krank ist, bringt man sich um* nur für diejenige Person Gültigkeit, die sich tatsächlich ihr Leben nimmt. Nur für sie scheint der konditionale Zusammenhang zwischen einer herausfordernden Lebenssituation und dem eigenen Tod zu bestehen und daher den suizidalen Akt zu erklären. Daraus lässt sich folgern, dass die Erklärungs- und damit verbundene Legitimationskraft des Abschiedsbriefs vom Suizidenten selbst sicherlich als hoch eingestuft würde, von den Hinterbliebenen als in der Regel psychisch gesunde Menschen vermutlich als eher gering.²³⁵

4.3.5 Sprachlich-stilistische Besonderheiten

Im Rahmen der voranstehenden Untersuchungen sind sprachlich-stilistische Phänomene bisher lediglich als veranschaulichende Einzelaspekte angesprochen worden. Da dies ihrer Bedeutung nicht gerecht wird, bilden sie nunmehr das Zentrum der folgenden Ausführungen; wesentliche bereits genannte Erscheinungen werden zusammengefasst und um weitere zentrale Faktoren ergänzt. Hervorgehoben werden muss dabei zunächst die im vorangegangenen Kapitel erwähnte Wendung *Ich kann nicht mehr*. Sie steht stellvertretend für Phrasen, die hier als *absolute Aussagen* bezeichnet werden sollen und sich als besonders typisch für Suizid-Abschiedsbriefe erwiesen haben. Ihnen ist gemein, dass sie – wie die Bezeichnung bereits vermuten lässt – eine gewisse Unumstößlichkeit ausdrücken. Insgesamt können drei Typen unterschieden werden, die alle im Zusammenhang mit der Erklärung des Suizids auftreten und diese unterstützen: Die erste Variante wird durch das genannte Beispiel veranschaulicht und umfasst syntaktische Konstruktionen mit dem Adverb *nicht*, insbesondere in Verbindung mit dem konjugierten Modalverb *können*. Typisch ist

²³⁵ Gleichwohl kann zumindest im Falle von schwerer, mit großem Leid verbundener Krankheit sicherlich von den Hinterbliebenen nachvollzogen werden, dass das Individuum den Suizid gewählt hat.

die Form *können + nicht+ (mehr/anders)* (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 3A, 11, 24) sowie *können + nicht + mehr + (weiter)leben* (vgl. ebd., bspw. AB 5, 8A, 12A). Zweitens lassen sich Wendungen mit den der Indefinitpronomen *kein/keine/keiner* zu den *absoluten Aussagen* zählen. Oft werden diese Pronomen mit den Substantiven *Ausweg*, *Kraft* oder *Leben* kombiniert (vgl. ebd., bspw. AB 14, 19, 44). Ausdrücke, die die Adverbien *nie* und *niemals* oder das Indefinitpronomen *niemand* integrieren (vgl. ebd., bspw. AB 2, 7, 8A), bilden den dritten Typ absoluter Aussagen.²³⁶ Neben dieser speziellen Art von Phrasen stellt vor allem die Verbindung des Partikels *bitte* mit der imperativischen Form des Verbs *verzeihen* nach der Formel *bitte + verzeihen + (mir)* ein typisches syntaktisches Muster dar (vgl. ebd., bspw. AB 4, 8B, 17). Zum Teil wird dabei anstelle von *verzeihen* das Verb *entschuldigen* gebraucht und/oder der Partikel am Satzende platziert bzw. weggelassen (vgl. ebd., bspw. AB 2, 31B, 44), wodurch sich allerdings in gleicher Weise wie durch die zuerst genannte Variante die Kontaktfunktion der Texte ausdrückt. Um weitere spezifische Kombinationen bestimmter Lexeme handelt es sich bei den Kollokationen *letzter + Wunsch* (vgl. ebd., bspw., AB 13A, 13B, 25) sowie *letztes + Mal* (vgl. ebd., bspw. AB 7, 12A, 17). Sie stehen in engem Zusammenhang mit dem Hauptthema der Abschiedsbriefe, führt der Suizid doch unausweichlich zu letzten Momenten. Auch die Reflexion darüber, inwieweit das eigene Leben befriedigend gewesen ist, ist eng mit dem (suizidalen) Tod verbunden. Sie drückt sich in der ebenfalls für Abschiedsbriefe offenbar typischen Kollokation *Sinn + Leben* (vgl. ebd., bspw. AB 19, 22B, 29) aus. Dabei ist das zweite der beiden Elemente zumeist als ein vom ersten Teil abhängiges Genitivattribut gestaltet (*Sinn des Lebens*).

Sprachliche Muster finden sich allerdings nicht nur mit Blick auf ganze Phrasen, also dem Verbund mehrerer Wörter, sie werden auch durch Einzellexeme begründet. Auf der Ebene der *Adjektive bzw. Adverbien* konnten sowohl positiv konnotierte Bezeichnungen wie *gut* (vgl. ebd., bspw. AB 10, 31A, 36), *schön* (vgl. ebd., bspw. AB 7, 37B, 46D), *stark* (vgl. ebd., bspw. AB 14, 15, 16), *lieb* (vgl. ebd., bspw. AB 31A, 37B, 46B) und *glücklich* (vgl. ebd., bspw. AB 11, 13A, 46C) als auch eher mit negativen Vorstellungen assoziierte Ausdrücke wie *schwer* (vgl. ebd., bspw. AB 22B, 26, 27), *furchtbar* (vgl. ebd., bspw. AB 8A, 11, 38), *falsch* (vgl. ebd., bspw. AB 10, 22B, 25), *tot* (vgl. ebd., bspw. AB 2, 25, 26), *schwach* (vgl. ebd., bspw. AB 2, 3A, 26), *schlimm* (vgl. ebd., bspw. AB 2, 14, 28), *sinnlos*

²³⁶ Darüber hinaus finden sich – allerdings in deutlich geringerer Anzahl – zum Teil Wendungen mit dem Adverb *immer*, dem Adjektiv *völlig* sowie dem Indefinitpronomen *alles*, die ebenfalls Absolutheit ausdrücken (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 5, 38, 39).

(vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 8A, 22B, 28), *schlecht* (vgl. ebd., bspw. AB 28, 32B, 38) und *fertig* (in der Bedeutung *erschöpft*) (vgl. ebd., bspw. AB 5, 24, 30) als typisch herausgearbeitet werden.²³⁷ Während erstere – berücksichtigt man ihren Kontext – vor allem die Kontaktfunktion der Briefe unterstützen, werden letztere insbesondere im Zusammenhang mit der explikativen Entfaltung des Hauptthemas verwendet. In direktem semantischen Bezug zu diesem stehen wiederum viele der als musterhaft identifizierten *Substantive*. Dazu gehören insbesondere die in Kapitel 3.4.3 genannten Suizid-Umschreibungen *Tat*, *Handlung*, *Entschluss*, *Weg/Ausweg*, *Schritt* und *Ende*. Auch das Nomen *Leben* (vgl. ebd., bspw. AB 6, 7, 8A) sowie sein Antonym *Tod* (vgl. ebd., bspw. AB 8A, 12A, 18D) verweisen unmittelbar auf den Suizid, stellt er doch die Beendigung des Lebens und damit den Weg in den Tod dar. Der Suizid wird im Rahmen seiner Explikation von den Emittenten als Ende einer hoffnungslosen Zeit beschrieben, auf die sie wiederholt unter Einbezug des Substantivs *Hoffnung* referieren (vgl. ebd., bspw. AB 16, 18A, 22B). Zu den ebenfalls häufig im Rahmen der Explikation des Suizids genutzten Substantiven gehört das Nomen *Kraft* (vgl. ebd., bspw. AB 6, 11, 46C). In vielen Briefen findet sich ferner das kontaktbezogene – überwiegend als Teil der oben genannten Kollokation verwendete – Lexem *Wunsch* (vgl. ebd., bspw. AB 17, 22B, 23). Der Suizid eines Angehörigen wirft immer die Frage nach der *Schuld* auf, sodass – im Zuge des Beziehungsmanagements – zudem darauf mit dem entsprechenden Substantiv in vielen Briefen Bezug genommen wird (vgl. ebd., bspw. AB 25, 30, 34). Auch diese selbst werden zum Teil als *Brief* bzw. als *Abschiedsbrief* oder *Abschiedszeilen* im Text benannt (vgl. ebd., bspw. AB 6, 16, 31B); die metasprachliche Bezugnahme hebt das Dokument dabei als ein besonderes, nicht alltägliches Kommunikat hervor. Manche der genannten Substantive finden sich auch als *Verbform* wieder. So nutzen die Emittenten beispielweise häufig die Tätigkeitswörter *leben* (vgl. ebd., bspw. AB 12B, 33, 36), *hoffen* (vgl. ebd., bspw. AB 10, 12B, 17) und *wünschen* (vgl. ebd., bspw. AB 18A, 34, 37B). Typische Verben sind ferner die im voranstehenden Kapitel bereits genannten Tätigkeitswörter zur Umschreibung des Suizids; dazu gehören *sich umbringen*, *sterben*, *gehen*, *verlassen* und *sich verabschieden*. Die beiden für die untersuchten Abschiedsbriefe charakteristischsten Verben sind allerdings *verzeihen* (vgl. ebd., bspw. AB 44, 46B, 46C) sowie *verstehen* (vgl. ebd., bspw. AB 1, 17, 18A), in denen sich abermals die Kontaktfunktion der Abschiedsbriefe ausdrückt. Die meisten konjugierten Verben liegen in der Gegenwartsform *Indikativ Präsens Aktiv* oder –

²³⁷ Adjektive bzw. Adverbien mit weder positiver noch negativer und daher neutraler Konnotation sind eher selten im Korpus vertreten.

wenn auf das eigene Leben zurückgeblickt wird – in einer der beiden Vergangenheitsformen *Indikativ Perfekt Aktiv* oder *Indikativ Präteritum Aktiv* vor; vereinzelt werden Verben – wie im Zusammenhang mit der Appellfunktion bereits erwähnt – in *imperativischer Form (Imperativ Präsens Aktiv)* genutzt.

Ein – wenn auch geringer – Teil der untersuchten Abschiedsbriefe enthält *rhetorische Mittel*. Die integrierten *Wiederholungen* unterstreichen vor allem die Nachdrücklichkeit von Appellen oder die Entschlossenheit der Emittenten in Bezug auf ihren Suizid (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 2, 15, 16). *Vergleiche* dienen wiederum insbesondere der Veranschaulichung von Gefühlen – und damit je nach Zusammenhang entweder der Explikation des Suizids oder dem Beziehungserhalt –, aber auch der Charakterisierung der eigenen bzw. anderer Personen im Zuge explikativer Sprachhandlungen (vgl. ebd., bspw. AB 22B, 34, 38). Durch die *Metaphern* mildern die Emittenten – vermutlich aus Rücksicht auf den Rezipienten – die Härte ihrer Aussagen in Bezug auf den eigenen Tod ab, teilweise nutzen sie sie aber auch im Rahmen ihrer Erklärungen zur Illustration des eigenen Leids (vgl. ebd., bspw. AB 2, 22B, 28).²³⁸ Ein vermehrtes Auftreten ganz bestimmter Wiederholungen, Vergleiche oder Metaphern im Korpus konnte nicht festgestellt werden.

In *stilistischer* Hinsicht sind die meisten untersuchten Briefe unmarkiert, können – um einen Ausdruck von Wolfgang Fleischer, Georg Michel und Günter Starke zu verwenden – als „normalsprachlich“ (Fleischer/Michel/Starke 1993: 104) beschrieben werden. Die übrigen Texte lassen sich drei verschiedenen Stiltypen zuordnen, die hier als *gesenkt*, *sachlich* und *biblisch-religiös* bezeichnet werden sollen.²³⁹ Auf ein *gesenktes* Stilniveau deuten insbesondere einige umgangssprachliche Verben hin, zum Beispiel *kotzen* (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, AB 2), *hapern* (vgl. ebd., AB 22A), *abhauen* (vgl. ebd., AB 28) sowie *daran glauben* (in der Bedeutung von *sterben*) (vgl. ebd., AB 8A). Auch Phrasen wie *eine Sicherung durchgebrannt* (in der Bedeutung von *verrückt geworden*) (vgl. ebd., AB 7), *die Schnauze voll haben* (vgl. ebd., AB 21), *den Kopf nicht hängen lassen* (vgl. ebd., AB 37A) und Beschimpfungen wie beispielsweise *Scheißfamilie* (vgl. ebd., AB 21) oder *Hure* (vgl. ebd., AB 30) verweisen auf eine eher niedrige Stilebene der jeweiligen Texte. Im Gegensatz dazu steht die *Sachlichkeit* einiger Briefe, die oft mit einem formellen – und vor dem

²³⁸ In einem der vom BKA zur Verfügung gestellten Briefe wird ein Foto metaphorisch genutzt; es zeigt eine aufbrechende, die Sonne preisgebende Wolkendecke. Vor dem Hintergrund christlichen Glaubens verweist es auf das positiv konnotierte Himmelreich Gottes sowie die Überzeugung, dass das Leben nach dem Tod ein besseres sein wird.

²³⁹ Teilweise sind die Stile nur in Ansätzen ausgeprägt und keineswegs für den gesamten Text charakteristisch (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, bspw. AB 7, 22A, 38). In Einzelfällen kommt es zu Stilmischungen (vgl. ebd., bspw. AB 22B, 28, 32B).

Hintergrund des engen Partnerbezugs der Kommunizierenden künstlich wirkenden – Stil einhergeht. Vor allem Wendungen wie *Trunkenheit am Steuer* (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, AB42), *ich danke euch nochmals für die Zuwendung* (vgl. ebd., AB 9) und *mein sehr ausgeprägtes Pflicht- und Verantwortungsgefühl* (BKA-Brief) verleihen den jeweiligen Texten – wenn auch oft nur stellenweise – einen nüchternen Charakter. Der *biblisch-religiöse* Stiltyp wiederum wird einerseits getragen von Einzellexemen, die dem semantischen Feld der *Religion* zuzuordnen sind. Dazu gehören zum Beispiel die Substantive *Apokalypse*, *Ewigkeit*, *Gott*, *Maria* (vgl. Anhang II: Abschiedsbriefe, AB 28), *Erlöser*, *Christenheit* (vgl. ebd., AB 33) oder das Verb *segnen* (vgl. ebd., AB 36).²⁴⁰ Andererseits unterstützen sowohl Bibelzitate (vgl. ebd., AB 22B) als auch Paraphrasen von Auszügen anderer religionsbezogener Texte den Eindruck einer christlichen stilistischen Prägung. So lehnt sich einer der Emittenten beispielsweise an das *Vater Unser* an und schreibt. „Vergib mir meine Schuld, so wie ich allen meinen Widersachern vergeben habe“²⁴¹ (ebd., AB 11). Ein anderer formuliert offenbar bezogen auf die Liturgie der Eucharistiefeier: „Ich bin doch in Euch und durch Euch noch da“²⁴² (ebd., AB 37A).

5 Zusammenfassung und Reflexion der Ergebnisse

Ziel der Untersuchung ist es gewesen, die sprachlich-kommunikativen Merkmale des prototypischen Suizid-Abschiedsbriefs herauszuarbeiten. Dazu ist – im Wesentlichen auf die Methodik zur Textsortenbeschreibung von Brinker/Cölfen/Pappert gestützt – eine Korpusanalyse von 65 Einzelbriefen durchgeführt worden. Wie bei jeder empirischen Betrachtung von Abschiedsbriefen hat sich auch im Rahmen der vorliegenden Arbeit die Zusammenstellung des Korpus als schwierig erwiesen, sind Textexemplare dieser Sorte doch nur begrenzt zugänglich (vgl. Leenaars et al. 1994: 99). Da Abschiedsbriefe äußerst persönliche Dokumente darstellen, werden sie in der Regel nicht veröffentlicht oder zur wissenschaftlichen Auswertung freigegeben. Deshalb musste in erster Linie auf die von Grashoff in seiner Herausgeberschrift (2006) versammelten Briefe zurückgegriffen werden. Dies hat zum einen zur Folge gehabt, dass überwiegend recht alte Briefe in das Korpus eingeflossen

²⁴⁰ Vgl. Pennebaker/Stone (2004). Sie verzeichnen im Sprachgebrauch einer suizidalen Studentin eine Zunahme von Wörtern, die im Zusammenhang mit Religion stehen.

²⁴¹ Die äquivalente Stelle im *Vater Unser* lautet: „Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“ (Die Bibel 1991: Mt 6, 9-13, S. 1081).

²⁴² Im Hochgebet findet sich ein Satz, dessen Beginn syntaktisch ähnlich gestaltet ist: „Durch ihn und mit ihm und in ihm sei dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes alle Herrlichkeit und Ehre jetzt und in Ewigkeit.“ (Bieger o. J.: Schlußdoxologie, Hervorhebung K. H.).

sind. Vor dem Hintergrund der Annahme, dass sich die typischen Merkmale einer Textsorte im Verlauf der Sprachentwicklung ändern, beschreiben die Ergebnisse daher nicht zwangsläufig den Prototyp des *gegenwärtigen* Abschiedsbriefs.²⁴³ Zum anderen ist hinsichtlich der in dem Sammelband veröffentlichten Briefe anzumerken, dass sie bereits eine *Auswahl* aus der Gruppe aller existierenden Abschiedsbriefe darstellen, wobei jedoch von Grashoff nicht offengelegt wird, welche Kriterien dieser zugrunde liegen. Es ist vorstellbar, dass Aspekte der Medienwirksamkeit eine Rolle gespielt haben und somit nicht das Ziel verfolgt worden ist, per Zufallsauswahl einen möglichst repräsentativen Querschnitt von Abschiedsbriefen darzustellen. Die Stichprobe der vorliegenden Arbeit würde dann nicht die Grundgesamtheit abbilden und die Ergebnisse der hier durchgeführten Analyse somit lediglich den Prototyp besonders öffentlichkeitswirksamer Abschiedsbriefe beschreiben. Die von Grashoff versammelten Briefe sind als Ausgangspunkt der hier durchgeführten Untersuchung letztlich auch insofern nicht ideal gewesen, als der Herausgeber sie nicht im Original-Layout abgedruckt hat. Die formale Analyse konnte daher auf der Grundlage dieses Korpus nur eingeschränkt durchgeführt werden. Zum einen haben sich keine nichtsprachlichen Mittel erheben lassen, zum anderen ist nicht ersichtlich gewesen, ob Platzierungen brieftypischer Elemente das Resultat von Grashoffs Formatierung oder der des Suizidenten sind.

Während das Korpus im Hinblick auf die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit Defizite aufweist, hat sich der diesbezüglich gewählte Analyseansatz bewährt. Die wenigen bisherigen Untersuchungen von Abschiedsbriefen haben die Texte lediglich oberflächlich auf der Basis standardisierter Merkmalskataloge, also in einem zuvor festgelegten Rahmen, betrachtet, wohingegen mittels des hier zugrunde gelegten prototypischen, integrativen Ansatzes der Textgegenstand flexibel und umfassend auf mehreren Ebenen beschrieben werden konnte. Es ist durch dieses Analysekonzept einerseits vermieden worden, sich in Einzelmerkmalen zu verlieren, die sowieso nie in Gänze zu erfassen sind; andererseits hat es ermöglicht, die Abschiedsbriefe in ihrem ganzen Variantenreichtum zu durchdringen. Indem sich dabei an wiederholt in der Forschung erwähnte Analysedimensionen und -kategorien orientiert worden ist und diese hier im Rahmen einer Text(sorten)theorie schlüssig hergeleitet worden sind, konnte die oft im Zusammenhang mit Textsortenbeschreibungen kritisierte methodische Willkür ausgeschlossen werden (vgl. bspw. Heinemann/Heinemann 2002: 196).

²⁴³ Vgl. dazu tiefergehend das folgende Kapitel.

Das Instrumentarium von Brinker/Cölfen/Pappert ist dem Anspruch seiner Entwickler gerecht geworden, praxisorientiert und leicht handhabbar zu sein. Hilfreich wäre es allerdings gewesen, wenn auch Prinzipien zur Differenzierung von Haupt- und Zusatzfunktionen – ebenso wie schon zur Unterscheidung von Haupt- und Nebenthemen – vorgelegen hätten. Lediglich anhand von kontextuellen Faktoren eine Hierarchisierung vorzunehmen, ist ein höchst interpretativer Akt und bleibt daher unbefriedigend. Auch hinsichtlich seiner Beschreibungsadäquatheit ließe sich das Modell optimieren. Zwar hat es sich insgesamt als brauchbar zur Erarbeitung typischer Merkmale einer Textsorte erwiesen, umfassend lässt sich der Prototyp einer Textsorte allerdings nicht mit seiner Hilfe erfassen. Es wäre gewinnbringend, den vier bisher im Modell aufgeführten Ebenen – wie im Rahmen der vorliegenden Arbeit geschehen – die Dimension der *äußeren Form* als weitere Beschreibungsebene an die Seite zu stellen. Jeder Text, das heißt jedes Textsortenexemplar, hat als „begrenzte Folge von sprachlichen Zeichen“ (Brinker/Cölfen/Pappert 2014: 17) schließlich einen Anfang und ein Ende, ein spezifisches Aussehen, das sich durch die Anordnung der für ihn typischen Elemente konstituiert; es existiert kein Textsortenexemplar ohne äußere Form. Viele Textsorten verfügen über eine für sie jeweils charakteristische äußere Gestalt, aufgrund derer Sprachteilhaber sie primär klassifizieren (vgl. Heinemann/Heinemann 2002: 153).²⁴⁴ Wenn Textsortenbeschreibungen die formale Ebene einer Textsorte nicht darstellen, lassen sie folglich wesentliche Kennzeichen unberücksichtigt und zeichnen kein vollständiges Bild des jeweiligen Prototyps.

Im Rahmen der mit dem erweiterten Modell von Brinker/Cölfen/Pappert durchgeführten Korpusanalyse hat sich gezeigt, dass Abschiedsbriefe auf allen untersuchten Ebenen deutlich musterhaft gestaltet werden. So handelt es sich bei einem prototypischen Abschiedsbrief – dessen Merkmale Tabelle 2 zusammenfasst (vgl. Tab. 2, S. 93) – um einen nicht auf Briefpapier geschriebenen, eher kurzen²⁴⁵ und handschriftlich verfassten, das heißt graphisch realisierten Text. Er ist gesprochen/geschrieben konzipiert, in Absätze gegliedert und besteht zum Großteil aus Aussagesätzen. Zudem weist er für Briefsorten typische Formmerkmale auf. Zu diesen gehört erstens eine Anrede; sie ist nach dem Muster *Liebe/Lieber + Vorname, Mein lieber/Meine liebe + Vorname/Verwandtschaftsbeziehung* oder *Meine geliebte/Mein geliebter + Vorname* gestaltet. Zweitens beinhaltet er eine Un-

²⁴⁴ Heinemann/Heinemann führen diesbezüglich das Beispiel des Arztrezepts an (vgl. Heinemann/Heinemann 2002: 153).

²⁴⁵ Dass es sich bei Abschiedsbriefen um eher kurze Texte handelt, bestätigt die bisherige psychologisch orientierte Forschung (vgl. bspw. Barnes/Lawal-Solarin/Lester 2007: 671, Olsson 2008: 148, Eisenwort et al. 2007: 676, Ho et al. 1998: 470).

terschrift, die aus dem (*abgekürzten*) *Vornamen* bzw. dem *Vor- und Nachnamen* oder der Wendung *Dein(e)/Eure, Euer + Vorname* besteht. Der Prototyp enthält drittens eine Grußformel, wobei es sich entweder um die Phrase *Lebe wohl/Lebe auf ewig wohl/Lebe für immer wohl*, um konkrete oder um lapidare Grüße handelt. Datums- und Ortsangaben wiederum sind deutlich weniger typisch für den Suizid-Abschiedsbrief als die anderen genannten formalen Briefmerkmale.

Typischerweise interagiert im Rahmen der Abschiedsbriefkommunikation ein männlicher, ca. 30 Jahre alter Emittent in schwierigen Lebensumständen indirekt mit einem oder mehreren ihm nahestehenden Adressaten, wobei alle Beteiligten als Privatpersonen handeln. Die Kommunikationsrichtung ist monologisch, die Rollenzuteilung somit asymmetrisch zugunsten des Emittenten. Der prototypische Abschiedsbrief wird anlässlich des Suizids seines Emittenten geschrieben und hat primär eine Kontaktfunktion, die durch informative, appellative und teilweise auch deklarative Textabschnitte gestützt wird. Er dient dem Emittenten vor allem dazu, die durch seinen Tod bedingte Erschütterung der Beziehung zum Adressaten abzumildern, also eine Art Beziehungsmanagement zu betreiben. Ihm ist das Bestreben des Suizidenten eingeschrieben, die Endlichkeit zu überwinden und eine vor allem in zwischenmenschlicher Hinsicht geordnete Welt zu hinterlassen. Folglich kann mit Louis A. Gottschalk und Goldine C. Gleser festgehalten werden, dass „[w]riting a final note before ending one’s life may be a way of [...] dealing with the living world rather than a renunciation of all interest in it“ (Gottschalk/Gleser 1960: 202).

Das Hauptthema des prototypischen Abschiedsbriefs bildet der geplante Suizid des Verfassers und verhält sich damit temporal nachzeitig zur Äußerungsgegenwart. Lokal ist es auf den Emittenten hin orientiert. Es wird im Modus der Ernsthaftigkeit präsentiert und primär explikativ entfaltet, wobei eine emotiv-erklärende Realisationsform dominiert. Die der Erklärung zugrunde liegenden Gesetzesaussagen beruhen auf Empfindungen des Emittenten, was ihre Gültigkeit einschränkt. Ein Abschiedsbrief weist prototypisch zahlreiche Nebenthemen auf, die hier – zumal sie in Tabelle 2 genannt sind (vgl. Tab. 2, S. 93) – in Anbetracht ihrer Anzahl allerdings nicht noch einmal aufgeführt werden sollen.

Sprachlich-stilistisch zeichnet sich der klassische Abschiedsbrief – so hat die Analyse ferner gezeigt – vor allem dadurch aus, dass er eine oder verschiedene Formen absoluter Aussagen aufweist. Dabei kann es sich zum einen um Kombinationen des Modalverbs *können* mit dem Adverb *nicht* nach dem Muster *können + nicht + (mehr/anders)* sowie *können + nicht + mehr (weiter)leben* handeln, zum anderen um Wendungen mit den Indefinitpronomen *kein/keine/keiner* oder den Adverbien *nie/niemals* bzw. dem Indefinitpronomen

Tabelle 2. Merkmale des prototypischen Suizid-Abschiedsbriefs

ÄUSSERE FORM *	SITUATIV-MEDIALE KONTXT	FUNKTION	THEMA	SPRACHLICH-STILISTISCHE GESTALTUNG
<ul style="list-style-type: none"> - Absatzgliederung - Anrede (Ausrufezeichen, links über Brieftext, Leerzeile zum Brieftext): a) Liebe/Lieber + Vorname b) Mein lieber/Meine liebe + Vorname/Verwandschaftsbeziehung c) Meine geliebte/Mein geliebter + Vorname - Unterschrift (links unterhalb des Brieftextes, Leerzeile zum Brieftext): a) (abgekürzter) Vorname/Vor- und Nachname b) Dein(e)/Eure, Euer + Vorname - Grußformel (kein Satzzeichen, im Brieftext): a) Lebe wohl/Lebe auf ewig wohl/Lebe für immer wohl b) konkreter Gruß c) lapidarer Gruß - Datumsangabe - Ortsangabe (Leerzeile zum Brieftext)] Sonstiges: <ul style="list-style-type: none"> - geringer Textumfang - kein Briefpapier - Handschriftlichkeit - Fundort: nahe dem Suizidenten 	<ul style="list-style-type: none"> - Kommunikationsrichtung: monologisch - Kontaktform: räumlich/zeitlich mittelbar - mediale Realisierung: graphisch - konzeptionelle Ausrichtung: gesprochen/geschrieben - Handlungsbereich: privat - Partnerbezug: - Anzahl der Kommunikationspartner: dyadische oder Gruppenkommunikation (ein Emittent, mehrere Adressaten) - Emittent: männlich, ca. 30 Jahre alt, schwierige Lebensumstände - Adressat: dem Emittenten nahestehende Person/en - Rollenzuteilung: asymmetrisch zugunsten des Emittenten 	<ul style="list-style-type: none"> - Hauptfunktion: Kontaktfunktion [Erhalt des Kontakts] -> direkt/indirekt signalisiert - Zusatzfunktionen: <ul style="list-style-type: none"> a) Informationsfunktion -> indirekt signalisiert b) Appellfunktion -> vor allem direkt signalisiert c) Deklarationsfunktion] -> direkt signalisiert 	<ul style="list-style-type: none"> HAUPTTHEMA: Der geplante Suizid des Briefschreibers (implizit ausgedrückt) - lokale Orientierung: Emittent - temporale Orientierung: nachzeitig - Modus der Themenbehandlung: ernst - Art der Themenentfaltung: explikativ - zahlreiche Anfangsbedingungen; Gesetzesaussagen mit eingeschränkter Gültigkeit) - Realisationsform der Entfaltung: emotiv-erklärend NEBENTHEMEN: <ul style="list-style-type: none"> - Die schwierige Lebenssituation des Emittenten - Die Gefühle des Emittenten - Die Ausweglosigkeit des Emittenten - Das Ich des Emittenten als Problem - Die Gesellschaft als Problem - Das Ruhebedürfnis/der Sterbewunsch des Emittenten - Lebensereignisse des Emittenten - Die Liebe/Zuneigung des Emittenten (dem Adressaten gegenüber - Die Schuld des Adressaten am Suizid des Emittenten - Das Vergeben des Suizids durch den Adressaten - Der Trost des Adressaten durch den Emittenten - Ein besseres Leben für den Adressaten - Organisatorisches im Nachhinein des Suizids 	<ul style="list-style-type: none"> absolute Aussagen: <ul style="list-style-type: none"> a) können + nicht + (mehr/anders), können + nicht + mehr + (weiter)leben b) Wendungen mit kein/keine/keiner c) Wendungen mit nie/niemals/niemand Phrasen/Kollokationen: <ul style="list-style-type: none"> - bitte + verzeihen + (mir) - letzter + Wunsch - letztes + Mal - Sinn + Leben Adjektive/Adverbien: <ul style="list-style-type: none"> gut, schön, stark, lieb, glücklich, schwer, turchbar, falsch, tot, schwach, schlimm, sinnlos, schlecht, fertig Substantive: <ul style="list-style-type: none"> Tat, Handlung, Entschluss, Ausweg/Weg, Schritt, Ende, Leben, Tod, Hoffnung, Kraft, Wunsch, Schuld, Brief/Abschiedsbrief/Abschiedszellen Verben [Indikativ Präsens Aktiv, Indikativ Perfekt Aktiv, Indikativ Präteritum Aktiv, (Imperativ Präsens Aktiv)]: <ul style="list-style-type: none"> verzeihen, verstehen, sich umbringen, sterben, gehen, verlassen, sich verabschieden, leben, hoffen, wünschen Rhetorische Mittel: Wiederholungen, Metaphern, Vergleiche) Stil: normalsprachlich, [gesenkt, sachlich, biblisch-religiös] Satztyp: zum Großteil Aussagesätze

* Die formalen Merkmale sind nach Häufigkeit absteigend aufgelistet. Da die Häufigkeit der anderen Merkmale nicht mit konkreten Zahlenwerten erfasst worden ist bzw. erfasst werden konnte, sind sie nicht dementsprechend geordnet worden; die Position ihrer Nennung hat somit keinerlei Bedeutung.

niemand. Auch Phrasen der Form *bitte + verzeihen + (mir)* sowie die Kollokationen *letzter + Wunsch*, *letztes + Mal* und *Sinn + Leben* sind typisch. Musterhafte Adjektive bzw. Adverbien stellen *gut*, *schön*, *stark*, *lieb*, *glücklich*, *schwer*, *furchtbar*, *falsch*, *tot*, *schwach*, *schlimm*, *sinnlos*, *schlecht* und *fertig* dar, typische Substantive sind *Tat*, *Handlung*, *Entschluss*, *Weg/Ausweg*, *Schritt*, *Leben*, *Tod*, *Hoffnung*, *Kraft*, *Wunsch*, *Schuld*, *Brief* bzw. *Abschiedsbrief* oder *Abschiedszeilen*. Zu den typischen Verben in Abschiedsbriefen gehören *verzeihen*, *verstehen*, *sich umbringen*, *sterben*, *gehen*, *verlassen*, *sich verabschieden*, *leben*, *hoffen* und *wünschen*; sie treten in den Formen *Indikativ Präsens Aktiv*, *Indikativ Perfekt Aktiv*, *Indikativ Präteritum Aktiv* oder teilweise *Imperativ Präsens Aktiv* auf. Wenn rhetorische Mittel vorhanden sind, handelt es sich um Wiederholungen, Metaphern und/oder Vergleiche, der Stil des prototypischen Abschiedsbriefs kann als normalsprachlich beschrieben werden.

Die *cue validity* der meisten der genannten Merkmale lässt sich für die Kategorie *Abschiedsbrief* als eher gering einstufen, da sich die Mehrzahl von ihnen auch in anderen Sorten von Texten wiederfindet. So ist beispielsweise eine laut Schlinzig dem Abschiedsbrief „thematisch wie funktional verwandte Textsorte“ (Schlinzig 2012: 13) das Testament, das bisher nicht linguistisch beschrieben worden ist und über das daher hier nur hypothetische Aussagen getroffen werden können. Inhaltlich ähnelt es dem Abschiedsbrief insofern, als dass es – so ist anzunehmen – ebenfalls den Tod des Verfassers behandelt. Ihm kommt vermutlich auch eine Kontaktfunktion zu, allerdings stellt diese hier wohl eher nur eine Zusatzfunktion dar; der Hauptzweck eines Testaments besteht – so lässt sich annehmen – primär darin, Besitzverhältnisse und Erbschaftsansprüche zu klären, sodass es funktional möglicherweise eher deklarativ ausgerichtet ist. Ein Testament ist ferner – wie der Abschiedsbrief – handschriftlich²⁴⁶ und damit graphisch realisiert (vgl. Huber/Müller 2009: 36), durch eine räumlich wie zeitlich mittelbare Kontaktform gekennzeichnet und weist vermutlich auch eine monologische Kommunikationsrichtung auf. Zudem kann angenommen werden, dass ebenfalls zwei oder mehrere sich gegenseitig bekannte Personen miteinander kommunizieren, wobei auch hier vermutlich die Rollenzuteilung zwischen den Kommunizierenden asymmetrisch zugunsten des Emittenten ist. Möglicherweise verfügen

²⁴⁶ Die Handschriftlichkeit ist eine wesentliche Voraussetzung für die Rechtsgültigkeit eines Testaments (vgl. Huber/Müller 2009: 36).

Testamente – wie prototypische Abschiedsbriefe – auch über Kollokationen, die das Adjektiv *letzte/letzter/letztes* enthalten.²⁴⁷

Abschiedsbriefe ähneln darüber hinaus insbesondere anderen Sorten von Privatbriefen. Einerseits verbindet sie ihre Kontaktfunktion (vgl. Kapitel 3.5, S. 56). Andererseits finden sich die briefftypischen Formmerkmale vermutlich in vielen Privatbriefsorten in denselben Ausprägungen wieder, wie für letzte Briefe beschrieben worden ist.²⁴⁸ Eine Ausnahme stellt allerdings der Gruß der Form *Lebe wohl/Lebe auf ewig wohl/Lebe für immer wohl* dar, der mit hoher Wahrscheinlichkeit nur für Abschiedsbriefe typisch ist. Im Gegensatz zu allen anderen denkbaren Grußformeln in Briefen drückt er eine gewisse Endgültigkeit aus, die vor allem in Anbetracht der Finalität suizidaler Handlungen gegeben ist. Ein wohl ebenfalls prototypisches Merkmal für Suizid-Abschiedsbriefe sind absolute Aussagen der Form *können + nicht + mehr+ (weiter)leben*. Solche Äußerungen sind eng an das Vorhaben der Emittenten geknüpft, sich selbst das Leben zu nehmen. Dieses verfolgen von allen Textproduzenten in der Regel ausschließlich Verfasser von Abschiedsbriefen. Dementsprechend nutzen wahrscheinlich auch primär sie das Verb *sich umbringen*, weshalb es ebenfalls als prototypisch für Abschiedsbriefe bezeichnet werden kann. Als Alleinstellungsmerkmale begründen die drei genannten Charakteristika letztlich eine eigene Textsorte des Namens *Suizid-Abschiedsbrief*; der prototypische Kern der Textsorte ist aber – so kann abschließend aufgrund der geringen Anzahl dieser nur für Abschiedsbriefe typischen Merkmale behauptet werden – letztlich nur wenig prägnant ausgebildet.

6 Resümee und Ausblick

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit konnte sowohl die eingangs angenommene sprachlich-kommunikative Musterhaftigkeit als auch der Textsortencharakter von Suizid-Abschiedsbriefen nachgewiesen werden. Es ist herausgearbeitet worden, dass es sich bei prototypischen Abschiedsbriefen um Texte handelt, mit denen sich ein Emittent anlässlich seines Suizids an (eine) ihm nahestehende Person(en) richtet, um durch die Thematisierung von vor allem seinem selbst gewählten Tod die Beziehung zu ihr/ihnen zu stabilisieren.

²⁴⁷ Testamente und Abschiedsbriefe *unterscheiden* sich wiederum zum Beispiel insofern, als Testamente – so lassen im Internet zu findende Mustervorlagen erahnen (vgl. Wiedhoff o. J.) – im Gegensatz zu Abschiedsbriefen in der Regel keine Anrede und auch keine Grußformel beinhalten. Zudem handelt es sich bei Testamenten sicherlich eher um offizielle als private Dokumente, die ferner vermutlich in einem sachlichen Stil gehalten sind.

²⁴⁸ So ist es denkbar, dass beispielsweise ein Liebesbrief mit der Anrede *Mein geliebter + Vorname* eröffnet wird, den Gruß *Es grüßt dich ganz herzlich* aufführt und mit einer Unterschrift der Form *Deine + Vorname* schließt.

Die angewandte fünfschrittige textlinguistische Methode hat sich dabei als äußerst brauchbares Beschreibungsinstrument für den forensischen Gegenstand erwiesen. Sicherlich hätte sie – wie Brinker zufolge die Textlinguistik im Allgemeinen (vgl. Kapitel 1) – auch für die zu Beginn erwähnte Arbeit der BKA-Textanalytiker ein großes Potenzial; sie sollte nicht nur die Basis von eingehenden Textbetrachtungen im wissenschaftlichen Kontext bilden, sondern auch als theoretisch-begrifflicher und methodischer Bezugsrahmen für forensische Textvergleiche dienen.²⁴⁹

Bisher korrelieren die Kriminalisten zum Zwecke der Autorenerkennung lediglich individualstilistische syntaktische und lexikalische Merkmale eines Tatschreibens mit denen in beschlagnahmten Vergleichsschreibern. Sie operieren also – in Kapitel 3.4.5 ist dies bereits angemerkt worden – ausschließlich auf der sprachlich-stilistischen, das heißt lediglich auf *einer* der fünf zentralen Textbeschreibungsebenen. Wenngleich sich – so bestätigt Brinker – auf diese Weise konkrete und statistisch objektivierbare Vergleichsdaten erheben lassen (vgl. Brinker 1989: 18), ist ein solches Verfahren texttheoretisch betrachtet nicht haltbar, denn der Zusammenhang mit den anderen Dimensionen wird nicht beachtet. Wie im Verlauf der Arbeit erläutert und am Beispiel des Abschiedsbriefs deutlich geworden ist, beeinflussen sich die Ebenen gegenseitig, wobei den sprachlichen Elementen eine nur dienende Rolle zukommt. Auch im Rahmen des forensischen Textvergleichs muss dieses Determinationsverhältnis berücksichtigt und von einem integrativen Textbegriff ausgegangen werden, wenn fundierte Ergebnisse erzielt werden sollen. Gutachten, die sich ausschließlich auf Gemeinsamkeiten der Vergleichstexte in Bezug auf Lexik und Syntax stützen, haben lediglich eine begrenzte Aussagekraft, da sich diese Art von Merkmalen leicht fälschen lässt. Übereinstimmungen in beispielsweise kommunikativen Mustern, der gedanklichen Entfaltung oder der Autoreneinstellung hingegen sind zuverlässiger, da sie in der Regel eher nicht dem bewussten Zugang des jeweiligen Autors unterliegen und somit weniger mühelos manipuliert werden können.²⁵⁰ Es genügt also nicht, die zwar recht leicht zu erhebenden sprachlichen „Fossil-Daten“ (Kniffka 1989: 222) zu beschreiben, sondern man muss – wie bereits Kniffka vorgeschlagen hat – auch dynamische Elemente, also Strategien und Routinen sprachlichen Verhaltens rekonstruieren (vgl. ebd.: 223).

Nicht nur die Gegenüberstellung von Tat- und Vergleichsschreibern sollte allerdings auf der Basis des hier angewandten fünfdimensionalen Modells erfolgen, auch der Abgleich der infrage stehenden Texte mit den Merkmalen der zugehörigen Textsorte ist sinnvollerweise

²⁴⁹ Vgl. dazu Brinker 1989: 9.

²⁵⁰ Vgl. zu diesem Absatz bestätigend ebd.: 18.

daran orientiert. Beschränkt man sich darauf, lediglich auf sprachlicher Ebene Bezüge zwischen inkriminiertem Schreiben und der jeweiligen Textsorte zu ermitteln, kann nur in einem sehr eingeschränkten Rahmen individualcharakteristischer Sprachgebrauch als ein solcher identifiziert werden. Würde man hingegen das Textexemplar sowohl hinsichtlich der äußeren Form, situativ-medialer Faktoren, der Realisierung der Textfunktion und des Textthemas als auch sprachlich-stilistischer Aspekte auf die Textsorte beziehen, könnte schreiberspezifisches Agieren präziser erfasst werden. Es ließe sich umfassend herausarbeiten, inwieweit sich ein Verfasser konventionell verhält oder aber von der Norm abweicht; somit könnten letztlich zuverlässigere Gutachten angefertigt werden.

Voraussetzung für die Durchführung von textsortenbezogenen Abgleichen nach dieser Methodik ist allerdings, dass auf dazu geeignete Textsortenbeschreibungen – das heißt solche, die ihren Gegenstand fünfdimensional erfassen – zurückgegriffen werden kann. Es müssen also Bezugsgrundlagen für den forensischen Textsortenabgleich geschaffen werden, die eine ebenenspezifische Gegenüberstellung von Textexemplar und Textsorte zulassen; die vorliegende Arbeit stellt ein Beispiel für ein derartiges Referenzobjekt dar. Sie soll in Anbetracht der Vielzahl an verschiedenen Textsorten, mit denen sich die Textanalytiker des BKA auseinandersetzen müssen (vgl. Ehrhardt 2015), dazu anregen, weitere in kriminalistischer Hinsicht besonders relevante Textsorten auf den vorgestellten sprachtheoretischen Ebenen zu beschreiben. Letztlich ließe sich so ein für die Forensiker nützlicher Katalog erstellen, der die charakteristischen Merkmale der für sie wesentlichen Textsorten zusammenträgt. Dabei wäre allerdings zu berücksichtigen, dass eine solche Zusammenstellung keine dauerhafte und allumfassende Gültigkeit besäße. Die typische Gestalt von Textsorten unterliegt einerseits – so ist bereits im voranstehenden Kapitel angenommen worden – dem Prozess des Sprachwandels; sie ändert sich also vermutlich im Verlauf der Sprachentwicklung. Andererseits sind die Charakteristika von Textsorten laut Fandrych/Thurmair zudem immer kulturabhängig (vgl. Fandrych/Thurmair 2011: 344). Dementsprechend beschreibt auch die vorliegende Untersuchung von Suizid-Abschiedsbriefen – deren Ergebnisse letztlich nur für das untersuchte Korpus repräsentativ sind – lediglich die typischen Merkmale dieser Textsorte zu einer ganz bestimmten sprachhistorischen Phase (ausgehendes 20. Jahrhundert) und für einen ganz bestimmten Kulturraum (Deutschland). *Den* Prototyp für *den* Suizid-Abschiedsbrief im Sinne eines zu generalisierenden Konzepts gibt es nicht. Die Vorstellungen darüber, wie der Prototyp eines letzten Briefes beschaffen ist, variieren wie diejenigen bezüglich aller anderen Textsorten in Abhängigkeit von gesellschaftlichen und kulturellen Weltvorstellungen (vgl. Lage-

Müller 1995: 71). Interessant wäre es daher sicherlich – wenn auch für die kriminalistische Arbeit weniger notwendig – im Rahmen weiterer Forschung Suizid-Abschiedsbriefe aus verschiedenen Kulturkreisen und Epochen, aber auch in verschiedenen Sprachen verfasste letzte Worte zu vergleichen. Darüber hinaus könnte auch eine kontrastive Untersuchung von Abschiedsbriefen und den mit ihnen verwandten Textsorten wie Testamente oder beispielsweise auch Tagebucheinträge gewinnbringend sein. Um die vorliegende Arbeit inhaltlich zu ergänzen, wären Formanalysen von Abschiedsbriefen auf der Basis von im Original vorliegenden Texten sinnvoll; ferner sollten die hier erzielten Ergebnisse auch anhand umfangreicherer Korpora überprüft werden. In jedem Fall bleiben Suizid-Abschiedsbriefe ein faszinierender linguistischer Gegenstand, sind sie doch „die letzte Möglichkeit eines Menschen, sich darzustellen, sich anderen mitzuteilen, selbstbestimmt zu handeln – und damit ein Lebenszeichen“ (Schlinzig 2012: 20).

Danksagung

Ohne die Unterstützung vieler hilfsbereiter Menschen wäre diese Arbeit so nicht möglich gewesen. Zunächst bedanke ich mich bei Frau Dr. Katrin Beckers für die anregenden wissenschaftlichen Gespräche in stets entspannter Atmosphäre. Frau Dr. Sabine Ehrhardt und Frau Sabine Schall vom Bundeskriminalamt in Wiesbaden danke ich für den Einblick in die spannende Arbeit der forensischen Textanalyse sowie für die zur Verfügung gestellten Suizid-Abschiedsbriefe. Ganz besonders danke ich aber meinen Freunden und meiner Familie. Myriam, danke für deinen fachlichen Rat. Marie, ich danke dir für die Zeit, die du mir gewidmet hast. Julian, ich bin unglaublich froh, dich als Ruhepol an meiner Seite zu haben. Christian, was wäre ich ohne dich und deine IT-Kenntnisse. Danke, dass du – nicht nur was das angeht – immer für deine Schwester da bist. Mama und Papa, als wäre es eine Selbstverständlichkeit, habt ihr meine Pläne in vielerlei Hinsicht stets unterstützt. Ich danke euch von Herzen dafür.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

Die Bibel. Vollständige Ausgabe des Alten und des Neuen Testaments in der Einheitsübersetzung (1991). Stuttgart: Katholisches Bibelwerk.

GOETHE, Johann Wolfgang (2011 [1774]): *Die Leiden des jungen Werther*. Stuttgart: Reclam.

GRASHOFF, Udo [Hrsg.] (2006): „*Ich möchte jetzt schließen*“. *Briefe vor dem Freitod*. Leipzig: Reclam.

WERNER, Richard M. [Hrsg.] (1901-1907): *Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke*. Band 2. Berlin: Behr.

Sekundärliteratur:

ADAMZIK, Kirsten (1991): *Forschungsstrategien im Bereich der Textsortenlinguistik*. In: *Zeitschrift für Germanistik* I/1, S. 99-109.

ADAMZIK, Kirsten (1995): *Textsorten, Texttypologie. Eine kommentierte Bibliographie*. Münster: Nodus.

ADAMZIK, Kirsten (2004): *Textlinguistik. Eine einführende Darstellung*. Tübingen: Niemeyer.

AFTERLIFE LETTERS (o. J.): *Afterlife Letters*. Online im Internet: URL: <http://www.mylastletter.co.uk/> [Stand: 23.11.2015].

AGRICOLA, Erhard (1983): *Textelemente und Textstrukturen*. In: Fleischer, Wolfgang et al. [Hrsg.]: *Deutsche Sprache. Kleine Enzyklopädie*. Leipzig: Bibliographisches Institut, S. 220-226.

- AITCHINSON, Jean (1997): *Wörter im Kopf. Eine Einführung in das mentale Lexikon*. Tübingen: Niemeyer.
- ALLPORT, Gordon W. (1942): *The use of personal documents in psychological science*. New York: Social Science Research Council.
- AMMON, Georg (1994): *Zum Aussagewert von Abschiedsbriefen*. In: *Archiv für Kriminologie* 193, S. 163-172.
- ARTMANN, Peter (1996): *Tätertexte. Eine linguistische Analyse der Textsorten Erpresserbrief und Drohbrief*. Phil. Dissertation, Universität München.
- AUSTIN, John L. (1975): *Wort und Bedeutung. Philosophische Aufsätze*. München: List.
- BACHMANN-STEIN, Andrea (2004): *Horoskope in der Presse. Ein Modell für holistische Textsortenanalysen und seine Anwendung*. Frankfurt am Main et al.: Lang.
- BARNES, Donna H./LAWAL-SOLARIN, Foluso W./LESTER, David (2007): *Letters from a Suicide*. In: *Death Studies* 31, S. 671-678.
- BEAUGRANDE, Robert A. de/DRESSLER, Wolfgang U. (1981): *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- BECK, Götz (1973): *Textsorten und Soziolekte. Funktion und Reziprozität in gesprochener und geschriebener Sprache*. In: Sitta, Horst/Brinker, Klaus [Hrsg.]: *Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Festgabe für Hans Glinz zum 60. Geburtstag*. Düsseldorf: Schwann, S. 73-112.
- BELKE, Horst (1973): *Literarische Gebrauchsformen*. Düsseldorf: Bertelsmann.
- BIEGER, Eckhard (o. J.): *Hochgebet*. Online im Internet: URL: <http://www.kath.de/lexikon/liturgie/index.php?page=hochgebet.php> [Stand: 15.03.2016].

- BRANDT, Margareta et al. (1983): *Der Einfluss der kommunikativen Strategie auf die Textstruktur. Dargestellt am Beispiel des Geschäftsbriefes*. In: Rosengren, Inger [Hrsg.]: *Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1982*. Stockholm: Almqvist und Wiksell, S.105-135.
- BRINKER, Klaus (1988): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. Berlin: Schmidt, S. 9-19.
- BRINKER, Klaus (1989): *Linguistische Textanalyse und forensischer Textvergleich*. In: Bundeskriminalamt [Hrsg.]: *Symposium. Forensischer Linguistischer Textvergleich. Referate und Zusammenfassungen der Diskussionsbeiträge am 08. und 09. Dezember 1988 im BKA*. Wiesbaden: o. A.
- BRINKER, Klaus (1990): *Textanalytische Voraussetzungen forensisch-linguistischer Gutachten*. In: Kniffka, Hannes [Hrsg.]: *Texte zu Theorie und Praxis forensischer Linguistik*. Tübingen: Niemeyer, S. 115-123.
- BRINKER, Klaus (2002): *Textsortenbeschreibung auf handlungstheoretischer Grundlage (am Beispiel des Erpresserbriefes)*. In: Adamzik, Kirsten [Hrsg.]: *Texte, Diskurs, Interaktionsrollen. Analysen zur Kommunikation im öffentlichen Raum*. Tübingen: Stauffenburg, S. 41-61.
- BRINKER, Klaus (2005): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. 6., überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Schmidt.
- BRINKER, Klaus/CÖLFEN, Hermann/PAPPERT, Steffen (2014): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. 8., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Schmidt.
- BRINKER, Klaus et al. (2000) [Hrsg.]: *Text- und Gesprächslinguistik. Ein Internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. HSK, Band 16.1. Berlin, New York: de Gruyter.

- BRONISCH, Thomas (1995): *Der Suizid. Ursachen, Warnsignale, Prävention*. München: Beck.
- BÜHLER, Karl (1982): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart, New York: Fischer.
- BÜRCEL, Peter (1976): *Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells*. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 50/1, S. 281-297.
- BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG [Hrsg.] (2006): *Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland*. o. A.
- BUSCH, Albert (2006): *Textsorte Erpresserschreiben*. In: Busch, Albert/Wichter, Sigurd [Hrsg.]: *Wissenstransfer. Erfolgskontrolle und Rückmeldungen aus der Praxis*. Frankfurt am Main: Lang, S. 51-67.
- CANETTO, Silvia S./LESTER, David (2002): *Love and Achievement Motives in Women's and Men's Suicide Notes*. In: The Journal of Psychology 136/5, S. 573-576.
- CARTER, Ronald/NASH, Walter (1990): *Seeing Through Language. A Guide to Styles of English Writing*. Oxford, Cambridge: Blackwell.
- COHEN, Stuart L./FIEDLER, Joanne E. (1974): *Content Analysis of Multiple Messages in Suicide Notes*. In: Life-Threatening Behavior 4/2, S. 75-95.
- DANEŠ, František (1970): *Zur linguistischen Analyse der Textstruktur*. In: Folia Linguistica 4, S. 72-78.
- DERN, Christa (2009): *Autorenerkennung. Theorie und Praxis der linguistischen Tatschreibenanalyse*. Stuttgart et al.: Boorberg.
- DEUTSCHES INSTITUT FÜR NORMUNG (1996): *Schreib- und Gestaltungsregeln für die Textverarbeitung*. Sonderdruck von DIN 5008. Berlin, Wien, Zürich: Beuth.

- DIJK, Teun A. van (1980): *Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung*. Tübingen: Niemeyer.
- DIMTER, Matthias (1981): *Textklassenkonzepte heutiger Alltagssprache. Kommunikationssituation, Textfunktion und Textinhalt als Kategorien alltagssprachlicher Textklassifikation*. Tübingen: Niemeyer.
- DRESSLER, Wolfgang U. (1972): *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- DUDENREDAKTION [Hrsg.] (2001): *Deutsches Universalwörterbuch*. 4., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim et al.: Dudenverlag.
- DUDENREDAKTION [Hrsg.] (2002): *Das Bedeutungswörterbuch*. 3., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim et al.: Dudenverlag.
- DURKHEIM, Émil (1973): *Der Selbstmord*. Neuwied, Berlin: Luchterhand.
- EDMONDSON, Willis (1981): *Spoken discourse. A model for analysis*. London: Longman Group.
- EHRHARDT, Sabine (2015): *Texte als Straftat und im Straftatkontext*. [Unveröffentlicht].
- EISENWORT, Brigitte et al. (2006): *Abschiedsbriefe und ihre Bedeutung innerhalb der Suizidologie. Zur Repräsentativität der Abschiedsbriefhinterlasser*. In: *Nervenarzt* 77, S. 1355-1362.
- EISENWORT, Brigitte et al. (2007): *Suizidologie. Abschiedsbriefe und ihre Themen*. In: *Der Nervenarzt* 6, S. 672-678.
- ENGEL, Ulrich (1988): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg: Groos.
- ERBEN, Johannes (1980): *Deutsche Grammatik. Ein Abriß*. 12. Auflage. München: Hueber.

- ERMERT, Karl (1979): *Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation*. Tübingen: Niemeyer.
- ESER, Albin (2006): § 211-223. In: Schönke, Adolf/Schröder, Horst [Hrsg.]: *Strafgesetzbuch*. München: Beck, S. 1768-1933.
- FANDRYCH, Christian/THURMAIR, Maria (2011): *Textsorten im Deutschen. Linguistische Analysen aus sprachdidaktischer Sicht*. Tübingen: Stauffenburg.
- FLEISCHER, Wolfgang/MICHEL, Georg/STARKE, Günter (1993): *Stilistik der deutschen Gegenwartssprache*. Frankfurt am Main: Lang.
- FOBBE, Eilika (2011): *Forensische Linguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- FOSTER, Tom (2003): *Suicide note themes and suicide prevention*. In: *The International Journal of Psychiatry in Medicine* 33/4, S. 323-331.
- FROHNE, Günter/KRAUSE, Wolf-Dieter (1987): *Textsorten. Determinanten, Strukturmodelle, Stilmuster*. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule Karl Liebkecht* 31/5, S. 853-869.
- FURGER, Carmen (2010): *Briefsteller. Das Medium „Brief“ im 17. und frühen 18. Jahrhundert*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- GANSEL, Christina (2011): *Textsortenlinguistik*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- GANSEL, Christina/JÜRGENS, Frank (2007): *Textlinguistik und Textgrammatik. Eine Einführung*. 2., überarbeitete und ergänzte Auflage. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- GOHR, Martina (2002): *Geschäftsbericht und Aktionärsbrief. Eine textsortenlinguistische Analyse mit anwendungsbezogenen Aspekten*. Phil. Dissertation, Universität Düsseldorf.

- GOTTSCHALK, Louis A./GLESER, Goldine C. (1960): *An analysis of the verbal content of suicide notes*. In: *The British Journal of Medical Psychology* 33, S. 195-204.
- GRIMM, Christian (1991): *Zum Mythos Individualstil. Mikrostilistische Untersuchungen zu Thomas Mann*. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- GRIMM, Jakob/GRIMM, Wilhelm (1854): *Deutsches Wörterbuch*. Band 1. Leipzig: Hirzel.
- GRIMM, Jakob/GRIMM, Wilhelm (1860): *Deutsches Wörterbuch*. Band 2. Leipzig: Hirzel.
- GROBE, Ernst U. (1976): *Text und Kommunikation. Eine linguistische Einführung in die Funktionen der Texte*. Stuttgart et al.: Kohlhammer.
- GÜLICH, Elisabeth (1986): *Textsorten in der Kommunikationspraxis*. In: Kallmeyer, Werner [Hrsg.]: *Kommunikationstypologie. Handlungsmuster, Textsorten, Situationstypen. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1985*. Düsseldorf: Schwann, S. 15-46.
- GÜLICH, Elisabeth/RAIBLE, Wolfgang (1975): *Textsorten-Probleme*. In: Moser, Hugo [Hrsg.]: *Linguistische Probleme der Textanalyse. Jahrbuch 1973*. Düsseldorf: Schwann, S. 144-197.
- GÜLICH, Elisabeth/RAIBLE, Wolfgang (1977): *Linguistische Textmodelle. Grundlagen und Möglichkeiten*. München: Fink.
- HABSCHEID, Stephan (2000): „*Medium*“ in der Pragmatik. *Eine kritische Bestandsaufnahme*. In: *Deutsche Sprache* 28, S. 126-143.
- HAENEL, Thomas (1989): *Suizidhandlungen. Neue Aspekte der Suizidologie*. Berlin, Heidelberg: Springer.
- HARTMANN, Peter (1964): *Text, Texte, Klassen von Texten*. In: *Bogawus* 2, S. 15-25.

- HARTMANN, Peter (1971): *Texte als linguistisches Objekt*. In: Stempel, Wolf-Dieter [Hrsg.]: *Beiträge zur Textlinguistik*. München: Fink, S. 9-30.
- HARTUNG, Wolfdietrich (1976): *Sprachliche Kommunikation und Gesellschaft*. 2., unveränderte Auflage. Berlin: Akademie-Verlag.
- HARTUNG, Wolfdietrich (1983): *Briefstrategien und Briefstrukturen. Oder: Warum schreibt man Briefe?* In: Rosengren, Inger [Hrsg.]: *Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1982*. Stockholm: Almqvist und Wiksell, S. 215-228.
- HARTWIG, Helmut (1976): *Zwischen Briefsteller und Bildpostkarte. Briefverkehr und Strukturwandel bürgerlicher Öffentlichkeit*. In: Fischer, Ludwig/Hickethier, Knut/Riha, Karl [Hrsg.]: *Gebrauchsliteratur. Methodische Überlegungen und Beispielanalysen*. Stuttgart: Metzler, S. 114-126.
- HARWEG, Roland (1968): *Pronomina und Textkonstitution*. München: Fink.
- HEINEMANN, Wolfgang (1982): *Textlinguistik heute. Entwicklung, Probleme, Aufgaben*. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig* 31/3, S. 210-221.
- HEINEMANN, Wolfgang (2007): *Textsorten. Zur Diskussion um Basisklassen des Kommunizierens. Rückschau und Ausblick*. In: Adamzik, Kirsten [Hrsg.]: *Textsorten. Reflexionen und Analysen*. Tübingen: Stauffenburg, S. 9-29.
- HEINEMANN, Margot/HEINEMANN, Wolfgang (2002): *Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion, Text, Diskurs*. Tübingen: Niemeyer.
- HEINEMANN, Wolfgang/VIEHWEGER, Dieter (1991): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Niemeyer.
- HEINRICH, Monika et al. (2008): *Zur Messung der kognitiven Einengung in Abschiedsbriefen*. In: *Neuropsychiatrie* 22/4, S. 252-260.

- HELBIG, Gerhard (1988): *Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970*. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- HEMPEL, Carl G./OPPENHEIM, Paul (1948): *Studies in the Logic of Explanation*. In: *Philosophy of Science* 15/2, S. 135-175.
- HENNE, Helmut/REHBOCK, Helmut (1982): *Einführung in die Gesprächsanalyse*. Berlin, New York: de Gruyter.
- HEUSCHELE, Otto (1938): *Der deutsche Brief. Wesen und Welt. Eine Studie*. Stuttgart: Silberburg.
- HO, T. P. et al. (1998): *Suicide notes. What do they tell us?* In: *Acta Psychiatrica Scandinavica* 98, S. 467-473.
- HOFFMANN, Joachim (1986): *Die Welt der Begriffe. Psychologische Untersuchungen zur Organisation des menschlichen Wissens*. Weinheim: Beltz.
- HUBER, Günter/MÜLLER, Waltraud (2009): *Richtig erben und vererben*. 6. Auflage. Freiburg Haufe.
- ISENBERG, Horst (1971): *Überlegungen zur Texttheorie*. In: Ihwe, Jens [Hrsg.]: *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*. Band 1. Frankfurt am Main: Athenaeum, S. 155-172.
- ISENBERG, Horst (1983): *Grundfragen der Texttypologie*. In: Daneš, František/Viehweger, Dieter [Hrsg.]: *Ebenen der Textstruktur*. Berlin: Akademie der Wissenschaften der DDR, S. 303-342.
- JACOBS, Jerry (1967): *A phenomenological study of suicide notes*. In: *Social Problems* 15/2, S. 60-72.

- JONES, Natalie J./BENNEL, Craig (2007): *The development and validation of statistical prediction rules for discriminating between genuine and simulated suicide notes*. In: Archives of Suicide Research 11, S. 219-233.
- JOUNG, Frank (2014): *Mythos Endorphine. Warum uns Sport glücklich macht*. In: Spiegel Online. Online im Internet: URL: <http://www.spiegel.de/gesundheit/ernaehrung/endorphine-serotonin-flow-warum-sport-gluecklich-macht-a-959763.html> [Stand: 20.11.2015].
- KALVERKÄMPER, Hartwig (1981): *Orientierung zur Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- KLEMM, Michael (2002): *Jedem seinen Textbegriff? Textdefinitionen im Vergleich*. In: Fix et al. [Hrsg.]: *Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf einen Preisfrage*. Frankfurt am Main: Lang, S. 17-29.
- KLEIBER, Georges (1993): *Prototypensemantik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- KLUGE, Friedrich (2011): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Bearbeitet von Elmar Seebold. 25., durchgesehene und erweiterte Auflage. Berlin, Boston: de Gruyter.
- KNIFFKA, Hannes (1989): *Thesen zu Stand und Aufgaben „forensischer“ Linguistik*. In: Bundeskriminalamt [Hrsg.]: *Symposium. Forensischer Linguistischer Textvergleich. Referate und Zusammenfassungen der Diskussionsbeiträge am 08. und 09. Dezember 1988 im BKA*. Wiesbaden: o. A., S. 205-236.
- KOCH, Peter/OESTERREICHER, Wulf (1985): *Sprache der Nähe, Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte*. In: Romanistisches Jahrbuch 36, S. 15-43.
- KRAUSE, Wolf-Dieter (1988): *Zur Präzisierung eines sprachwissenschaftlichen Textsortenbegriffs*. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule Karl Liebknecht Potsdam 32/5, S. 233-240.

- KREITMANN, Norman (1980): *Die Epidemiologie von Suizid und Parasuizid*. In: *Der Nervenarzt* 51, S. 131-138.
- KRUG, Etienne G. et al. [Hrsg.] (2002): *World report on violence and health*. Online im Internet: URL: http://apps.who.int/iris/bitstream/10665/42495/1/9241545615_eng.pdf [Stand: 14.11.2015].
- LABOV, William/WALETZKY, Joshua (1967): *Erzählanalyse. Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung*. In: Ihwe, Jens [Hrsg.] (1973): *Literaturwissenschaft und Linguistik*. Band 2. Frankfurt am Main: Athenaeum, S. 78-126.
- LAGE-MÜLLER, Kathrin von der (1995): *Text und Tod. Eine handlungstheoretisch orientierte Textsortenbeschreibung am Beispiel der Todesanzeige in der deutschsprachigen Schweiz*. Tübingen: Niemeyer.
- LANGHEINE, Volker (1983): *Textpragmatische Analyse schriftlicher Kommunikation am Beispiel des Briefes*. In: Grosse, Siegfried [Hrsg.]: *Schriftsprachlichkeit*. Düsseldorf: Schwann, S. 190-211.
- LEENAARS, Antoon A. (1988): *Suicide Notes. Predictive Clues and Patterns*. New York: Human Science Press.
- LEENAARS, Antoon A. (1991): *Suicide Notes and Their Implications for Intervention*. In: *Crisis. The Journal of Crisis Intervention and Suicide Prevention* 12/1, S. 1-20.
- LEENAARS, Antoon A. (1992): *Suicide notes, communication, and ideation*. In: Maris, Ronald W. et al. [Hrsg.]: *Assessment and prediction of suicide*. New York: The Guilford Press, S. 337-355.
- LEENAARS, Antoon A. et al. (1994): *Suizid-Abschiedsbriefe. Ein Vergleich deutscher und amerikanischer Abschiedsbriefe von Suizidenten*. In: *Suizidprophylaxe* 3, S. 99-101.
- LEMNITZER, Lothar/ZINSMEISTER, Heike (2006): *Korpuslinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.

- LESTER, David (2010): *The final hours. A linguistic analysis of the final words of a suicide.*
In: Psychological Reports 106/3, S. 791-797.
- LINKE, Angelika/NUSSBAUMER, Markus/PORTMANN, Paul R. (2004): *Studienbuch Linguistik. 5., erweiterte Auflage.* Tübingen: Niemeyer.
- LÖTSCHER, Andreas (1987): *Text und Thema. Studien zur thematischen Konstituenz von Texten.* Tübingen: Niemeyer.
- LUX, Friedemann (1981): *Text, Situation, Textsorte. Probleme der Textsortenanalyse, dargestellt am Beispiel der britischen Registerlinguistik. Mit einem Ausblick auf eine adäquate Textsortentheorie.* Tübingen: Narr.
- MANGASSER-WAHL, Martina (2000): *Roschs Prototypentheorie. Eine Entwicklung in drei Phasen.* In: Mangasser-Wahl, Martina [Hrsg.]: *Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiel, Methodenreflexion, Perspektiven.* Tübingen: Stauffenburg, S. 15-31.
- MARIS, Ronald W. (1981): *Pathways to suicide. A Survey of Self-Destructive Behaviors.*
Baltimore: The John Hopkins University Press.
- MCCLELLAND, Lynn/REICHER, Stephan/BOOTH, Nicolas (2000): *A Last Defence. The Negotiation of Blame Within Suicide Notes.* In: Journal of Community and Applied Social Psychology 10, S. 225-240.
- MEINHARD, Hans-Joachim (1984): *Invariante, variante und prototypische Merkmale der Wortbedeutung.* In: Zeitschrift für Germanistik 5/1, S. 60-69.
- MENNINGER, Karl (1974): *Selbsterstörung. Psychoanalyse des Selbstmords.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- MICHEL, Georg (1986): *Text- und Stilnormen als Regeln oder als Modelle?* In: Schöne, Albrecht [Hrsg.]: *Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten Kongresses Göttingen 1985.* Tübingen: Niemeyer, S. 3-9.

MOTSCH, Wolfgang/PASCH, Renate (1987): *Illokutive Handlungen*. In: Motsch, Wolfgang [Hrsg.]: *Satz, Text, sprachliche Handlung*. Berlin: Akademie-Verlag, S. 11-79.

NICKISCH, Reinhard M. G. (1991): *Brief*. Stuttgart: Metzler.

NUSSBAUMER, Markus (1991): *Was Texte sind und wie sie sein sollen. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlichen Begründung eines Kriterienrasters zur Beurteilung von schriftlichen Schülertexten*. Tübingen: Niemeyer.

NYHOLM, Kurt (1995): *Textsortenvarianten und Textsortenwandel am Beispiel des deutschen Briefs*. In: *Der Ginkgo-Baum. Germanistisches Jahrbuch für Nordeuropa* 13, S. 202-216.

O'CONNOR, Roy C./SHEEHY, Noel P./O'CONNOR, Daryl B. (1999): *A Thematic Analysis of Suicide Notes*. In: *Crisis. The Journal of Crisis Intervention and Suicide Prevention* 20/3, S. 106-114.

OLSSON, John (2008): *Forensic Linguistics*. 2. Auflage. London: Continuum.

OSGOOD, Charles E./WALKER, Evelyn G. (1959): *Motivation and language behavior. A content analysis of suicide notes*. In: *Journal of Abnormal and Social Psychology* 59, S. 58-67.

PEIRCE, Charles (1993): *Phänomen und Logik der Zeichen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

PENNEBAKER, James W./STONE, Lori D. (2004): *What was she trying to say?* In: Lester, David [Hrsg.]: *Katie's diary. Unlocking the mystery of a suicide*. New York: Brunner-Routledge, S. 55-79.

PÜSCHEL, Ulrich (1982): *Die Bedeutung von Textsortenstilen*. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 10, S. 28-37.

RINGEL, Erwin (1969): *Selbstmordverhütung*. Bern: Huber.

- ROGERS, James R./LESTER, David (2010): *Understanding suicide. Why We Don't and How We Might*. Cambridge, Göttingen: Hogrefe.
- ROLF, Eckhard (1993): *Die Funktionen der Gebrauchstextsorten*. Berlin, New York: de Gruyter.
- ROSCH, Eleanor (1977): *Human categorization*. In: Warren, Neil [Hrsg.]: *Advances in cross cultural psychology 1*, S. 3-49.
- ROSCH, Eleanor/MERVIS, Carolyn B. (1975): *Family Resemblances: Studies in the International Structure of Categories*. *Cognitive Psychology* 7, S. 573-605.
- ROSENBLATT, Paul (1985): *Diaries of loss and theories of grief*. In: Shneidman, Edwin [Chair]: *Suicide Notes and Other Personal Documents in Psychological Science*. Symposium conducted at the meeting of American Psychological Association in Los Angeles, Calif.
- RÖSSLER, Patrick (2010): *Inhaltsanalyse*. 2. Auflage. Stuttgart: UVK Verlagsgesellschaft.
- RÜBENACH, Stefan P. (2007): *Todesursache Suizid*. In: *Wirtschaft und Statistik* 10, S. 960-971.
- ROXIN, Claus (1977): *Die Mitwirkung beim Suizid – ein Tötungsdelikt?* In: Jescheck, Hans-Heinrich/Lüttger, Hans [Hrsg.]: *Festschrift für Eduard Dreher zum 70. Geburtstag*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 331-356.
- SANDIG, Barbara (1972): *Zur Differenzierung gebrauchssprachlicher Textsorten im Deutschen*. In: Güllich, Elisabeth/Raible, Wolfgang [Hrsg.]: *Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht*. Frankfurt am Main: Athenaeum, S. 113-124.
- SANDIG, Barbara (1984): *Ziele und Methoden einer pragmatischen Stilistik*. In: Spillner, Bernd [Hrsg.]: *Methoden der Stilanalyse*. Tübingen: Narr, S. 137-161.
- SANDIG, Barbara (1986): *Stilistik der deutschen Sprache*. Berlin, New York: de Gruyter.

- SANDIG, Barbara (1987): *Textwissen. Beschreibungsmöglichkeiten und Realisierungen von Textmustern am Beispiel der Richtigstellung*. In: Engelkamp, Johannes/Lorenz, Kuno/Sandig, Barbara [Hrsg.]: *Wissensrepräsentation und Wissensaustausch. Interdisziplinäres Kolloquium der Niederländischen Tage in Saarbrücken April 1986*. St. Ingbert: Röhrig, S. 115-155.
- SANDIG, Barbara (1995): *Tendenzen der linguistischen Stilforschung*. In: Stickel, Gerhard [Hrsg.]: *Stilfragen*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 27-61.
- SANDIG, Barbara (1997): *Formulieren und Textmuster. Am Beispiel von Wissenschaftstexten*. In: Jakobs, Eva-Maria/Knorr, Dagmar [Hrsg.]: *Schreiben in den Wissenschaften*. Frankfurt am Main: Lang, S. 25-44.
- SANDIG, Barbara (2000): *Text als prototypisches Konzept*. In: Mangasser-Wahl, Martina [Hrsg.]: *Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiel, Methodenreflexion, Perspektiven*. Tübingen: Stauffenburg, S. 93-112.
- SANDIG, Barbara (2006): *Textstilistik des Deutschen*. 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin, New York: de Gruyter.
- SAUSSURE, Ferdinand de (2001): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Hrsg. von Charles Bally und Albert Sechehaye. 3. Auflage. Berlin, New York: de Gruyter.
- SCHANK, Gerd/SCHOENTHAL, Gisela (1983): *Gesprochene Sprache. Eine Einführung in Forschungsansätze und Analysemethoden*. Tübingen: Niemeyer.
- SCHLINZIG, Marie I. (2012): *Abschiedsbriefe in Literatur und Kultur des 18. Jahrhunderts*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- SCHWIBBE, Michael/RÄDER, Klaus (1982): *Kontentanalytische Untersuchung zur Konkretheit von Suizid-Briefen*. In: *Crisis. The Journal of Crisis Intervention and Suicide Prevention* 3, S. 16-31.

- SEARLE, John R. (1983): *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- SEARLE, John R. (2004): *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- SHNEIDMAN, Edwin S. (1985): *Definition of Suicide*. New York et al.: Wiley.
- SHNEIDMAN, Edwin S./FARBEROW, Norman L. (1957): *Clues to Suicide*. In: Shneidman, Edwin S./Farberow, Norman L. [Hrsg.]: *Clues to suicide*. New York et al.: McGraw-Hill Book Company, S. 3-10.
- SITTA, Horst (1973): *Kritische Überlegungen zur Textsortenlehre*. In: Sitta, Horst/Brinker, Klaus [Hrsg.]: *Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Festgabe für Hans Glinz zum 60. Geburtstag*. Düsseldorf: Schwann, S. 63-72.
- SPIEGEL ONLINE (2009): *Trauerfeier. Bewegender Abschied von Robert Enke*. Online im Internet: URL: <http://www.spiegel.de/sport/fussball/trauerfeier-bewegender-abschied-von-robert-enke-a-661376.html> [Stand: 12.11.2015].
- SPILLNER, Bernd (1989): *Forensische Linguistik. Möglichkeiten des Textvergleichs und der Texturheberschaftsermittlung*. In: Bundeskriminalamt [Hrsg.]: *Symposium. Forensischer Linguistischer Textvergleich. Referate und Zusammenfassungen der Diskussionsbeiträge am 08. und 09. Dezember 1988 im BKA*. Wiesbaden: o. A., S. 121-141.
- STEINHAUSEN, Georg (1968): *Geschichte des deutschen Briefes*. Dublin, Zürich: Weidmann.
- SVARTVIK, Jan (1968): *The Evans Statement. A Case for Forensic Linguistics*. Göteborg: Elander.
- TAYLOR, John R. (1990): *Linguistic Categorization. Prototypes in Linguistic Theory*. Oxford: Clarendon Press.

- TOPHINKE, Doris (1996): *Zwei Aspekte der Texttypik: Funktionalität und kulturelle Expressivität. Ein historisches Fallbeispiel*. In: Michaelis, Susanne/Tophinke, Doris [Hrsg.]: *Texte. Konstitution, Verarbeitung, Typik*. München: Lincom, S. 101-116.
- TOULMIN, Stephen (1996): *Der Gebrauch von Argumenten*. 2. Auflage. Weinheim: Athenaem.
- TUCKMAN, Jacob/KLEINER, Robert J./LAVELL, Martha (1959): *Emotional Content of Suicide Notes*. In: *American Journal of Psychiatry* 116/1, S. 59-63.
- VATER, Heinz (1992): *Einführung in die Textlinguistik. Struktur, Thema und Referenz in Texten*. München: Fink.
- WEINRICH, Harald (1972): *Die Textpartitur als heuristische Methode*. In: *Der Deutschunterricht* 24/4, S. 43-60.
- WIEDHOFF, Volker (o. J.): *Testament Beispiel. Was ein Testament leisten kann*. Online im Internet: URL: <http://www.testament-verfassen.com/testament-beispiel/> [Stand 16.03.2016].
- WILTSEY STIRMAN, Shannon/PENNEBAKER, James W. (2001): *Word Use in the Poetry of Suicidal and Nonsuicidal Poets*. In: *Psychosomatic Medicine* 63, S. 517-522.
- WORLD HEALTH ORGANISATION [Hrsg.] (2003): *Weltbericht Gewalt und Gesundheit. Zusammenfassung*. Online im Internet: URL: http://www.who.int/violence_injury_prevention/violence/world_report/en/summary_ge.pdf [Stand: 14.11.2015].
- YANG, Bijou/LESTER, David (2011): *The Presentation of the Self. An Hypothesis about Suicide Notes*. In: *Suicidology Online* 2, S. 75-79.
- ZIMMERMANN, Klaus (1984): *Die Antizipation möglicher Rezipientenreaktionen als Prinzip der Kommunikation*. In: Rosengreen, Inger [Hrsg.]: *Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1984*. Stockholm: Almqvist und Wiksell, S. 131-158.

ŽOLKOVSKIJ, Aleksandr K./ŠČEGLOV, Jurij K. (1970): *K opisaniju smysla svjaznogo teksta*.
Moskau: o. A.

Anhang

Anhang I: Analysebogen

Anhang II: Abschiedsbriefe

Anhang III: Hintergrundinformationen

Anhang I: Analysebogen

Beschreibungsdimensionen	Analysekategorien		Analysekriterien
Formale Textgestaltung	Sprachliche Zeichen für Briefhaftigkeit		Orts- und Datumsangabe Anrede Text Grußformel Unterschrift
	Nichtsprachliche (symbolische/ikonische) Zeichen		z. B.: Verschriftungsart (handschriftlich/maschinenschriftlich), Papierarten
Situativ-medialer Kontext	Kommunikationsform	Kommunikationsrichtung	monologisch, dialogisch
		[Kontaktform]	[räumlich/zeitlich mittelbar/unmittelbar]
		[Form der medialen Realisierung]/ Konzeptionelle Ausrichtung	[graphisch, phonisch]/ geschrieben, gesprochen
	Handlungsbereich		privat offiziell öffentlich
Partnerbezug (Textproduzent/Textrezipient)		u. a. Anzahl der Kommunikationsspartner (dyadische Kommunikation, Gruppenkommunikation, Massenkommunikation), Alter, Bekanntheitsgrad, Ausbildung, Häufigkeit vorangehender Kommunikationsakte, Situationsvertrautheit, sozialer Rang und Rollenzuteilung während der Kommunikation (symmetrisch, asymmetrisch), Vorwissen, Interesse, Vorbereitung, Intentionen und Erwartungen der Kommunikationsteilnehmer	
Textfunktion	Grundfunktionen		Informationsfunktion Appellfunktion Obligationsfunktion Kontaktfunktion Deklarationsfunktion <div style="border: 1px solid black; width: 100px; height: 10px; margin: 5px auto;"></div> direkt/indirekt signalisiert

Beschreibungsdimensionen	Analysekategorien		Analysekriterien
Thematische Textstruktur	Thema	Art (Textthema/ Teilthemen)	Person, Sachverhalt, Ereignis etc.
		lokale Orientierung	Emittent/Rezipient ist Thema, Thema liegt außerhalb der Kommunikationspartner
		temporale Orientierung	vorzeitig, gleichzeitig, nachzeitig, zeitlos
		Themenbehandlung	z. B.: ernst, spaßig
	Themenentfaltung	Grundformen	deskriptiv narrativ explikativ argumentativ
		Realisationsformen	z. B.: deskriptiv-sachbetont/deskriptiv-meinungsbetont rational-begründend/emotiv-bewertend
Sprachlich-stilistische Textgestaltung	Sprachlich-stilistische Gestaltungsmittel		typische Einzelexeme Kollokationen charakteristische syntaktische Konstruktionen rhetorische Mittel

Anhang II: Abschiedsbriefe

Aus urheberrechtlichen Gründen dürfen die analysierten Abschiedsbriefe hier nicht abgedruckt werden.